



Eine Insel in Erzählungen

Ein Wegbegleiter auf den Pfaden Gran Canarias 



Dieses Verlagsprojekt ist Teil des kulturellen Aktionsplanes im Rahmen des Covid-19-Notstandes und wurde im Jahr 2020 vom Kulturreferat der Inselverwaltung Cabildo de Gran Canaria ausgearbeitet

Cabildo de Gran Canaria

Antonio Morales Méndez
Vorsitzender

Guacimara Medina Pérez
Kulturreferat

Francisco José Bravo de Laguna Romero
Kulturdirektor

Direktion: Biblioteca Insular de Gran Canaria

Verlagsleitung: Ana Cristina Herreros

Technische revision und Koordination der Übersetzungen: Amalia Bosch Benítez

Technische Koordination: Nuria Tornero

Druck: Editorial MIC

Erste Auflage: Oktober, 2021

Umschlagfoto: Roque Bentayga, Roque Nublo und Vollmond von Acusa, Artenara (Gran Canaria),
aufgenommen am 19. Juni 2016. *Sommervollmond*. © Nacho González Oramas

© Texte: die jeweiligen Autoren und Autorinnen, 2021

© Vorwort: Alexis Ravelo, 2021

© Illustrationen: Augusto Vives, 2021

© Fotografien: Nacho González Oramas, 2021

© Auflage: Cabildo de Gran Canaria, 2021

ISBN: 978-84-1353-051-2

Depósito legal: GC 378-2021

INHALT

Eine Insel Guacimara Medina Pérez	7
Eine Insel in Erzählungen	
Vorwort Alexis Ravelo	11
Las Palmas de Gran Canaria Vom Hafen nach Las Canteras Strand	13
Das Picknick auf Los Nidillos Carlos Álvarez	17
Las Palmas de Gran Canaria Der Stadtteil Arenales Der Flutwelle entkommen	31
Der Flutwelle entkommen Emilio González Déniz	35
Las Palmas de Gran Canaria Von der Altstadt Vegueta bis Triana	45
Ich war das vergnügteste Mädchen der Welt Paula I. Nogales Romero	49

Las Palmas de Gran Canaria Aufstieg der Klippe von San Nicolás	65
Narbe Ángeles Jurado Quintana	69
Las Palmas de Gran Canaria Durch die Oberstadt (Ciudad Alta) und Escaleritas	81
Von oben Eduvigis Hernández Cabrera	85
Der Nordosten Von Bañaderos bis La Aldea de San Nicolás	95
Guayedra Santiago Gil	99
Das südliche Hochland Zwischen Agüimes and Ingenio	111
Der sagenumwobene Guayadeque Pepa Aurora	115
Der Süden Vom Städtchen Mogán bis zum Strand	125
Kaine ohne e Alicia Llarena	129

Das nördliche Hochland Von Teror nach Valleseco	141
Dort ganz weit weg Ángel Sánchez	145
Bergwelt Von San Mateo bis zum Roque Nublo	179
Ein zauberhaftes Wolkenmeer Antolín Dávila	183
Eine Insel in Erzählungen in der Cloud	195
Eine Insel in Erzählungen (Hörbuch) Luifer Rodríguez (Koordinator)	197
Eine Insel in Tanzschritten Natalia Medina Santana	201
Fotos und Illustrationen Nacho González Oramas Augusto Vives	205

Aus dem Spanischen von Claudio Brinkmann

EINE INSEL in Erzählungen lebt in den Beschreibungen der Künstler, die auf unserer Insel leben, die in ihrer Narbe wohnen, über die Wolken laufen, mit den Wellen flirten und über tiefe Schluchten und steile Berghänge wandern. Es ist eine alte Weisheit, dass eine Insel, über die es solche Erzählungen gibt, eine echte Insel ist. Eine wahre Utopie unter tausenden von möglichen Inseln.

Diese Insel, diese erzählte Insel, ist unsere Insel, die Insel jedes Einzelnen. Sie lebt hier in Zeichnungen, in Fotografien, in Tanzschritten, in Liedern von unseren Künstlern gefeiert, die sie von Guayadeque bis Guayedra, von Bañaderos bis Mogán und von Escaleritas bis Risco de San Nicolas loben.

Das Projekt wurde leise in der Stille der Ausgangsperre geformt und mit Geduld gewoben. In den folgenden Monaten nahm es langsam Gestalt an und zum Schluss wurden die Erzählungen mit den Impressionen, dem Körper und der Stimme von renommierten Künstlern unserer Insel zwischen diesen beiden Buchdeckeln zu einem Ganzen gebunden. Das Buch entstand wie ein Dialog der Künstler und Künstlerinnen mit den Grenzen ihres eigenen Wissens, mit Fotografien, mit Musik, mit Illustrationen, mit Tanz und Schriften. Und so enthält dieser Atlas Erzählungen, die tanzen, Farben, die Bilder wiedergeben und Musik, die leise zwischen den Zeilen mitklingt.

Jules Verne reiste „In 80 Tagen um die Welt“. Ein anderer Julius, nämlich Julio Cortázar, schenkte uns die „Reise um den Tag in 80 Welten“. Das vorliegende Abenteuer ist aber nicht nur eine Reise durch Gran Canaria in zehn Erzählungen mit Illustrationen und Fotos. Das ist zwar viel aber längst nicht alles. Dieses Abenteuer ist das Vorbild meiner persönlichen Überzeugung, die ich immer versucht habe zu vermitteln, nämlich das die Kultur Landschaft ist und die Landschaft, Kultur. Kultur schlummert in den entferntesten Winkeln unseres Territoriums, in jedem seiner Stadtteile und in allen Straßen; unsere Kultur hinterlässt nicht nur ihre Spuren, sie ist auch der Fuß, der auf unseren Wegen geht.

Ich war mir stets sicher, dass es über unsere Insel viel zu erzählen gibt. Und auch, dass unsere Künstler und Künstlerinnen wissen, wie man die Insel erzählt und interpretiert.

Das Leben ist meist schöner mit einem guten Buch, das uns erzählt, was unsere Seele hören möchte. Diese Insel in Erzählungen lädt uns ein, uns eine Vielzahl von Inseln vorzustellen; so viele wie unser Wunsch nach einer besseren Welt erfordert.

Guacimara Medina Pérez

Eine Insel in Erzählungen

Aus dem Spanischen von Silke Anne Martin

GRAN CANARIA ist mehr als nur eine Touristenhochburg, ein gigantisches Badeparadies mit weißen Sandstränden. Von den Küsten aus in Richtung Landesinnere gewinnt die Insel immer mehr an Höhe und besticht mit steilen Felswänden und Schluchten, fruchtbaren Vulkanböden, verborgenen Höhlen und herrlichen Schattenplätzchen, die im Kontrast zu den im klaren Sonnenlicht erstrahlenden Ortschaften stehen. Die Landschaften, die wir mit unseren Augen erfassen, und das Bild derselben, das sich in unser Gedächtnis eingräbt, verwandeln die Insel in etwas, was jenseits unserer visuellen Wahrnehmung liegt.

In diesem Sinne soll dieses Buch nicht nur ein treuer Wegbegleiter auf einer Reise durch die erkundbare Insellandschaft sein, sondern den Leser auch zu einem Aufbruch zu den emotionalen Erinnerungslandschaften Gran Canarias animieren.

Mit dem Internet stehen uns jederzeit die Angebotsvielfalt unterschiedlichster Reiseanbieter, soziale Medien, Online-Enzyklopädien und eine riesige Auswahl an geolokalisierten Karten zur Verfügung. Ein Fingertipp auf unser Handydisplay reicht, und schon können wir den Wetterbericht für eine Region abrufen, Reise- und Wanderrouen berechnen lassen, unseren jeweiligen Standort bestimmen, ein Restaurant auswählen oder unsere zurückgelegte Wegstrecke bis auf die genaue Anzahl unserer Schritte nachverfolgen. Aber die epische Exkursion, zu der dieses Buch einlädt, kann keine App bieten: eine persönliche und zugleich auch kollektive Reise auf den literarischen Spuren von zehn AutorInnen, die von einem Illustrator und einem Fotografen ortskundig bebildert sind. Die aus ihrem Erfahrungsschatz entsprungenen Erzählungen wollen dem Leser die Insel nahebringen, wie keine App es je vermag, denn diese entbehren jeglicher Fähigkeit zum Ausdruck von Freude, Leid, Lieben und Geliebtwerden und können Gefühle weder in konkrete Worte fassen noch in Bildern weitervermitteln.

Zehn Erzählungen, zehn Fotografien, zehn Illustrationen fügen sich zu einer spirituellen Landkarte Gran Canarias zusammen.

Dem Leser dieser Lektüre, der Gran Canaria als Reiseziel auserkoren hat, steht es nun offen, das sich ihm bei seinen Streifzügen über die Insel bietende Landschaftsmosaik aus einem besonderen Blickwinkel heraus zu vervollständigen. Bei den AutorInnen verschiedener Generationen und Stilrichtungen handelt es sich um ortskundige Literaten, die ihre Erzählungen mit allerlei Lokalkolorit auszuschnücken verstehen. Allem voran sind sie sich jedoch bewusst, dass, in Anlehnung an die Worte des kanarischen Dichters und Autors Agustín Espinosa, ein Fleckchen Erde ohne poetische Atmosphäre Gefahr läuft, sich im physischen und spirituellen Nichts aufzulösen.

Zweck dieses Erzählbandes ist es, dem Leser ein treuer Wegbegleiter auf den zahllosen Pfaden des beeindruckenden Insellabyrinths zu sein. Der Reisende soll sich davon in die landschaftlich schönsten Gegenden der Insel und zu den historischen Meilensteinen Gran Canarias mitnehmen lassen, aber auch die fast vergessenen und in keinem Reiseführer beschriebenen Winkel aufspüren sowie den Erlebnissen jüngster Vergangenheit lauschen.

Alexis Ravelo

Las Palmas de Gran Canaria

Vom Hafen nach Las Canteras Strand





Das Picknick auf Los Nidillos

Carlos Álvarez

Carlos Álvarez

Wurde 1957 in Navaleno (Soria) geboren. Aufgewachsen ist er in León, und seit 1984 lebt er auf Gran Canaria.

Er ist Journalist und Herausgeber, war aber auch Drehbuchautor für Dokumentationen und für die Filmproduktionen *Mararía* und *Ciudadano Negrín*, wobei er bei letzterer auch als Co-Regisseur fungierte.

Die Bandbreite seines literarischen Schaffens reicht vom Genre des Historienromans, wo zwei seiner Titel heute Kultstatus genießen (*La pluma del arcángel*, 1998 ausgezeichnet mit dem Premio Benito Pérez Armas, und *La Señora, Beatriz de Bobadilla, Señora de Gomera y Fierro*) bis hin zu Noir-Kriminalgeschichten. Mit dem Erzählband *Negra hora menos* (ausgezeichnet mit dem Premio de Narrativa Santa Cruz de Tenerife) war er einer der ersten, die dieses Genre auf die Kanarischen Inseln brachten. Sein zuletzt erschienener Noir-Roman trägt den Titel *Si le digo le engaño*.

„Das Picknick auf Los Nidillos“ spielt im Stadtteil Puerto-Canteras. So wird die Landenge genannt, die sich zwischen der Halbinsel La Isleta und der Mündung des Barranco de Guanarteme auf der einen Seite und dem Viertel Arenales auf der anderen Seite erstreckt. Dieser Stadtteil beheimatet zwei große Strände, die sich Rücken an Rücken gegenüberliegen (Las Canteras und Alcaravaneras), und eine Reihe von Arbeiter- und Seemannsvierteln, und er erlebte im Zuge des Ausbaus der Hafenanlagen ab dem frühen 20. Jahrhundert tiefgehende Umwälzungen. Die Kurzgeschichte von Carlos Álvarez führt uns an die charakteristischsten Orte dieser Landenge und erzählt von den Wirrungen gefundener und verlorener Liebe in einer Zeit, die geprägt war von Vorurteil und Gewalt.

Aus dem Spanischen von Benjamin Schmid





Als sie den Brief ihres Verlobten in Händen hielt, begann für Carmita ein banges Warten. Einige Wochen später, am 12. September 1938, machte der Hafen von Las Palmas, bekannt als Puerto de la Luz, seinem Namen alle Ehre. Die frühe Morgensonne ließ das Grün des Atlantiks in allen seinen Schattierungen schimmern und die nackten Berggipfel der Insel zeichneten sich in leuchtendem Ocker gegen den Himmel ab, der wolkenlos in tiefem Blau erstrahlte. Carmita, mit vollem Namen María del Carmen Pulido Almeida, wartete im Hafen nervös auf die Ankunft ihres Verlobten. Sie war sechzehn, wurde aber immer zumindest auf neunzehn oder zwanzig geschätzt. Sie galt als sehr reif für ihr Alter. Ganz ungekünstelt strahlte sie die Anmut der frühen Jugend und gleichzeitig auch eine betörend exotische Schönheit aus: langes, schwarz gelocktes Haar, dunkler Teint, asiatisch anmutende Gesichtszüge, volle Lippen und blaue Augen. Sie wusste, dass ihr Verlobter verwundet war, aber nicht wie schwer, und deshalb war sie sehr in Sorge. Um die Zeit totzuschlagen, ging sie auf und ab auf dem großen Kai, nunmehr auch nach Generalísimo Franco benannt, wie ohnehin fast alles. Um nicht aufzufallen, wanderte sie zwischen den Kutschen umher, die hier überall abgestellt waren und auf Fahrgäste warteten.

Eine kleine Marschkapelle mit Bläsern und Trommlern zog an ihr vorbei, gefolgt von vielleicht fünfzig jungen Burschen im Gleichschritt, alle uniformiert in blauen Hemden. Dahinter drängte sich eine Masse von Menschen, um die Ankömmlinge willkommen zu heißen. Sie warteten hauptsächlich auf Soldaten auf Fronturlaub oder solche, die aus dem Dienst entlassen worden waren. Auch der eine oder andere wagemutige Reisende war in der Menge

zu sehen, vielleicht Arbeiter, die keinen Lohn mehr ausbezahlt bekamen und sich daher aufmachten, um ihr Heil in der Ferne zu suchen. Mitten in diesem Getümmel entdeckte sie die Eltern ihres Verlobten. Ihr Sohn, Jesús Fuentes Febles, den vor seiner Einberufung alle nur Sito genannt hatten, kehrte nun erhoben in den Ritterstand zurück auf seine Insel, als don Jesús de Fuentes y Febles, Verwundeter Held des Kampfes für das Vaterland, anzusprechen mit „euer Gnaden“. So stand es in der Zeitung, die gestern seine Ankunft angekündigt hatte. Flankiert wurden seine Eltern von einigen hochrangigen Falangisten in ihren frisch gebügelten blauen Hemden, mit schwarz glänzenden Lederriemen und großen Pistolen an der Seite. Die Miene der beiden war so ernst, dass man glauben mochte, sie würden als Gefangene abgeführt.

Die Virgilio – das war der Name des italienischen Ozeandampfers, der Carmita ihren Verlobten zurückbrachte – bog langsam hinter der Halbinsel von Las Isletas hervor. Da spürte Carmita, dass ihre Beine plötzlich unkontrolliert zu zittern begannen und dass sie keine Luft mehr bekam. Jeden Moment würde sie umkippen, wenn sie sich nicht gleich einen Flecken fand, um sich hinzusetzen. Die hell strahlende Sonne und das wild flackernde Glitzern des Meeres in der Bucht ließen ihr den Blick verschwimmen. Mit letzter Kraft schleppte sie sich zu einer der Kutschen, um sich darauf abzustützen. Als sie wieder zu sich kam, lehnte sie am Kutschensitz, im Schatten der Plane, während die Marschkapelle ihr Tschingderassabumm erklingen ließ und die Burschen in Uniform dazu die Carlistenhymne anstimmten, für Gott, König und Vaterland. Als sie die Augen öffnete, wollte sie sofort aufstehen.

„Nur mit der Ruhe, Mädchen, sie legen doch gerade erst an. Der hilfsbereite Kutscher bot ihr einen Messingbecher an: „Nimm einen Schluck, Kleine, wirst sehen, da geht es dir gleich besser.“ Carmita schenkte ihm ein unendlich dankbares Lächeln, vergewisserte sich, dass sie vor fremden Blicken geschützt war, und trank den Schluck Rum hinunter, der ihr sofort die Röte in die Wangen schießen ließ. Sie stieg vom Wagen und ging richtig in der Annahme, dass niemand ihren kurzen Schwächeanfall bemerkt hatte. Nun hielt sie sich etwas abseits. Während sie gespannt darauf wartete, dass die Passagiere von Bord gehen würden, spielte die Musik weiter ihr Tschingderassabumm, diesmal als Untermalung für die Parteihymne „Cara al sol“.

Zuerst kam eine Gruppe italienischer Burschen an Land, auch sie in Uniform, aber mit schwarzen Hemden. Sie gingen ihren Kameraden von der Insel entgegen und bildeten gemeinsam mit hochgereckten Armen ein Ehrenspalier. Durch dieses Spalier trug man auf einer Bahre, den rechten Arm ebenfalls hoch erhoben, don Jesús de Fuentes y Febles, Verwundeten Helden des Kampfes für das Vaterland, anzusprechen mit „euer Gnaden“ – früher hatten ihn freilich alle

einfach kurz Sito gerufen oder gesagt „Sito, der Junge von Fefa“. Sie hoben ihn zu seinen Eltern auf eine Kutsche, die in die alte spanische Flagge gehüllt war. Eine weitere Kutsche stand bereit für die hohen Tiere der Falange Española Tradicionalista und der JONS. Wie die meisten anderen auch wusste Carmita nicht so recht, wer oder was diese JONS eigentlich genau waren, aber trotzdem war allen klar, dass die hier nun das Sagen hatten. Hinter ihnen folgten im Laufschrift die Kapelle und die kanarischen und italienischen Burschen in perfekt gedrillter Marschformation. Sie sangen noch immer ihre Lieder und eskortierten so den Tross direkt bis an die Tore des Krankenhauses San José beim Strand Las Canteras.

Carmita blieb zurück. Sie ging nun mit ruhigem Schritt, ihre Nerven hatten sich wieder beruhigt. Sie hatte ihre Fassung wiedergefunden, wie jemand, der gerade aus einem furchtbaren Albtraum erwacht ist. Ihr Sito machte einen recht guten Eindruck, obwohl er etwas abgemagert aussah. Er hatte jedenfalls noch beide Arme, und unter seiner Decke waren auch beide Beine zu erkennen gewesen, auch wenn es so ausgesehen hatte, als seien sie irgendwie geschient. Sie machte sich auf den Weg zum Krankenhaus und schenkte dabei den Pfiffen und wollüstigen Gaffern keine Beachtung, und auch nicht den anzüglichen Bemerkungen, die sie schamvoll überhörte. Das Wiedersehen zwischen ihrem Verlobten und seinen Eltern würde sicher seine Zeit dauern, und so ging sie ohne jede Eile in Richtung La Puntilla, dem oberen Endpunkt des Strandes. Sie wollte über den Strand zum Krankenhaus gehen und dabei einen kurzen Abstecher in ihr altes Viertel machen. Inzwischen lebte sie am anderen Ende von Las Canteras, hinter dem Kraftwerk La Cícer, wo man ihrem Vater nun wieder Arbeit gegeben hatte, nachdem sein Cousin, der Pfarrer von Teror, ein gutes Wort für ihn eingelegt hatte. Sie war neugierig, welche Filme es wohl gerade im Kino der Gebrüder Millares zu sehen gab.

An ihrem letzten gemeinsamen Kinoabend hatten sie dort „Die scharlachrote Blume“ gesehen. Der Film hatte ihnen gefallen. Ständig mussten sie lachen, weil der Bösewicht genauso aussah wie Sito. Sie gingen heimlich ins Kino, denn niemand wusste, dass sie verlobt waren. Sie trafen sich im Kinosaal, und er setzte sich erst zu ihr, wenn die Lichter ausgingen und die Vorführung begann. Nach dem Film stahlen sie sich gemeinsam davon zum Strand El Confital. Carmita war ein Einzelkind und Halbwaise, weil ihre Mutter schon gestorben war. Damals lebte sie noch auf der Halbinsel La Isleta, bei La Puntilla, dem Nordende des großen Stadtstrandes, ganz in der Nähe des Millares-Kinos und direkt hinter der Fischfabrik Escobio mit ihrem abscheulichen Gestank, wo man ihren Vater eben erst gekündigt hatte. Dabei hatte er noch Glück gehabt und verlor nur seine Arbeit. Die anderen Genossen von der Gewerkschaft

wurden festgenommen und auf einem Schiff namens Dómine nach Vigo verfrachtet. Seitdem hatte niemand mehr etwas von ihnen gehört.

Sito wohnte auch auf La Isleta, aber am anderen Ende der großen Hauptstraße, in der calle Andamana unten beim Hafen, in einer Wohnung direkt über dem Trödeladen seiner Eltern, die dort auch Wein ausschenkten und an Nachbarn, Bestellskunden und auch ein paar Schiffe verkauften. Sito lebte bei seinen Eltern. Seine zwei älteren Brüder waren schon vor Jahren nach Venezuela ausgewandert, und seine jüngere Schwester hatte einen Mann aus Gáldar geheiratet, der einen Tante-Emma-Laden besaß und bei Sitos Eltern seinen Wein einkaufte. So hatten sie sich kennengelernt. Sito selbst arbeitete nicht im Laden der Eltern, sondern war Gehilfe in einer Apotheke in Las Palmas, bei der Brücke Puente Piedra. Nach dem Sommer sollte er nach Teneriffa gehen, um dort in La Laguna zu arbeiten und zu studieren. Sein Chef hatte ihm eine Stelle in der Apotheke eines Cousins in La Laguna verschafft, wo Sito neben der Arbeit Medizin studieren sollte. Er hatte sich auf der Universität auch schon für das kommende Semester eingeschrieben.

Am Tag nach seiner Immatrikulation erreichte ihn der Einberufungsbefehl. Tags darauf trafen sie sich wieder im Kino, obwohl sie den Film schon gesehen hatten. Die anderen Kinobesucher murrten, weil die beiden ständig am Tuscheln waren. Noch bevor der Film zu Ende war, gingen sie hinaus auf den Strand, und obwohl sich Carmita wehrte, nahm sie Sito an der Hand und zog sie hinter sich her bis vor das Haus, wo sie mit ihrem Vater lebte. Es war eines der vielen Fabriksarbeiterhäuschen, alle mit nur einem Stockwerk, alle gleich, aber doch hatte jedes irgendein kleines Detail an sich, das es von den anderen unterschied. Dort stellte sich Jesús Fuentes Febles mit Carmita an der Hand ihrem Vater vor: „Die Leute sagen Sito zu mir.“ Und er bat Carmelo, Carmitas Vater, um die Erlaubnis, sich mit seiner Tochter zu verloben. Er sagte ihm, dass er an die Front gehen müsse, aber dass er eine Arbeit in La Laguna in Aussicht hatte und dort Medizin studieren würde, wenn die ganze Geschichte überstanden war. Sobald Carmita ihr sechzehntes Lebensjahr vollendet habe, wolle er sie heiraten.

Überrascht musterte Carmelo den jungen Mann von oben bis unten. Er schien Vertrauen zu ihm zu fassen und gab ihm mit Handschlag sein Einverständnis zur Verlobung. „Sei gut zu ihr,“ sagte er, „und bis zur Hochzeit schön artig bleiben, verstanden?“

Carmita umarmte ihren Vater und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Bevor er die Tür hinter sich zuzog, sah er die beiden noch einmal an, und plötzlich hellte ein Lächeln sein vom Kummer gezeichnetes Gesicht auf. „Und lass dich ja nicht abknallen dort draußen, hörst du?“, sagte er.

Josefa Febles, gemeinhin Fefa genannt, war weniger erfreut über die Ankündigung ihres Sohnes und dachte nicht daran, ihr Einverständnis zu geben, auch wenn sie sowieso niemand danach gefragt hatte: „Mit der Tochter von einem Roten, ist das dein Ernst? Willst du dich unbedingt verdächtig machen?“

Dass Fefa dagegen war, erfuhr Carmita erst nach und nach durch das Gerede der Leute, bis Sito nichts anderes mehr übrig blieb, die Ablehnung seiner Mutter in einem seiner Briefe offen einzugestehen. Zu Beginn schrieb er Carmita oft drei Mal in der Woche. Später wurden die Briefe seltener, dafür aber länger. In den letzten drei Monaten hatte sie dann nur mehr seine Nachricht erhalten, dass er verwundet worden war. Er schrieb, er sei zwar nicht in Lebensgefahr, könne aber das Versprechen, dass er ihr gegeben hatte, nicht mehr einhalten. Es bräche ihm das Herz, aber sie müssten die Verlobung aufgeben. „Es ist zu deinem Besten. Ich werde dich immer lieben, so lange ich lebe. Dein Sito“, schrieb er am Ende des Briefes, den Carmita nun zusammengefaltet zwischen Büstenhalter und Busen trug, während sie darauf wartete, ihren Verlobten am Krankenbett besuchen zu können, ohne dabei seinen Eltern über den Weg zu laufen. Sie vertrieb sich die Zeit damit, das Kinoprogramm der Gebrüder Millares zu studieren. Sie spielten „Kompanie der Verlorenen“ mit Jean Gabin und Annabella, „eine filmische Hommage an die Fremdenlegion, gewidmet dem Generalísimo FRANCO“ – na klar, was sonst, dachte sie sich. „Eine bewegende Episode aus der glorreichen Geschichte der EDLEN LEGIONÄRE, die keine Entbehrung und kein Opfer scheuen. Während der Vorstellung zeigen wir auch die Wochenschau FOX mit den wichtigsten Nachrichten aus aller Welt,“ las sie auf dem Aushang, der unter dem Filmplakat angebracht war.

Als Carmita das Krankenzimmer betrat, war ein Pfleger gerade dabei, Sito eine Injektion in den Arm zu geben. Als der Pfleger die Spritze vorsichtig wieder herauszog, sah der Verwundete Held des Kampfes für das Vaterland, anzusprechen mit „euer Gnaden“, plötzlich seine Carmita vor sich stehen. Einige Sekunden lang war er wie erstarrt, dann begrub er das Gesicht in den Händen und begann zu weinen.

Der Krankenpfleger, in dem Carmita einen der von Bord gegangenen Soldaten erkannt hatte, stellte sich zwischen sie und den Verwundeten Helden und so weiter von Francos Gnaden, anzusprechen mit „euer Gnaden“, der den Kopf unter die Decke gesteckt hatte und still vor sich hin schluchzte. „Er braucht jetzt Ruhe,“ sagte der Pfleger.

„Sito“, murmelte Carmita mit zugeschnürtem Hals. „Bist du eine Angehörige?“ fragte er. Sie nickte. „Eine Cousine“, log sie und war dabei schon selbst den Tränen nahe. „Komm später wieder, oder morgen“, befahl der Pfleger. „Geh weg, ja, geh und komm nie wieder“, hörte sie von unter der Decke. Es war aber kein Befehlston, sondern eher ein verzweifelter Flehen, in dem sie genau das Gegenteil des Gesagten zu vernehmen glaubte: „Komm zu mir, ich brauche dich.“ Mit der Spritze noch immer in der Hand wies der Krankenpfleger auf die Tür, und das war nun sehr wohl als Befehl gemeint. Sie unterdrückte die Tränen, und draußen am Gang begann sie zu rennen, und lief weiter und weiter, bis sie den Meeresrand erreichte.

Aber sie kam wieder. Mit vom Weinen geröteten Augen kam Carmita am Nachmittag noch einmal ins Krankenhaus. Die Zimmertür stand offen und Sito schlief. Da wurde sie am Arm gepackt. Sie fuhr herum und begegnete dem Zorn des Mannes von vorhin, der wohl eher ein Wächter zu sein schien als ein Krankenpfleger: „Was machst du hier? Warum bist du schon wieder da? Hast du nicht klar und deutlich gehört, dass er dich nicht sehen will?“

Aber sie kam trotzdem wieder. Sie hatte beobachtet, wie der Mann das Krankenhaus verlassen hatte und in irgendeine Bar am Park Santa Catalina ging. Carmita schlich sich verstohlen ans Krankbett, während ihr Herz wie wild pochte. Sito hingegen atmete langsam und ruhig. Auf Zehenspitzen trug sie einen Stuhl ans Kopfende des Bettes. Im Sitzen betrachtete sie das entspannte Gesicht ihres Verlobten. Nichts schien seinen Schlaf zu stören. Ohne darüber nachzudenken, streichelte Carmita seine Hand, die auf der Decke ruhte. Sie nahm sie zwischen ihre eigenen Hände und beugte sich über das Bett, bis sie Wange an Wange mit ihm war. Nachdem sie so eine Weile seine Wärme gespürt hatte, bedeckte sie jeden einzelnen seiner Finger mit Küssen. Mit Sitos Hand in ihrem Schoß blieb sie so sitzen, vielleicht für ein paar Stunden, vielleicht auch nur für wenige Minuten, sie wusste es nicht, bis sie plötzlich die Neugier überkam und sie nicht anders konnte, als die Decke hochzuheben und einen Blick darunter zu werden. Der Verwundete Held und so weiter, und so fort, anzusprechen mit „euer Gnaden“, trug über seinen Bandagen eine Art Hüftgurt und an seinem rechten Bein war ein Gestell aus Metall angebracht, das bis zur Fußsohle hinunter reichte. „Vielleicht hat er ja eine Zehe verloren, oder zwei, aber was macht das schon?“, dachte Carmita und lächelte dabei.

Sito schlief weiterhin tief und fest, und seine Hand ruhte dabei in Carmitas Schoß. Da stand plötzlich die Mutter des Verwundeten in der Tür. „Doña Josefa!“, stammelte Carmita. Mit einem Ruck ließ sie die Hand ihres Verlobten los und stand auf. Auch Fefa hatte nicht mit diesem Zusammentreffen gerechnet. Einige Sekunden lang blieb sie mit offenem Mund stehen und wusste nicht, was sie sagen sollte. „Nein, nein, bleib ruhig sitzen!“, sagte sie schließlich.



Sito schlief friedlich weiter, während die beiden etwas abseits vom Krankenbett miteinander flüsterten und leise weinten. „Er will mich nicht sehen“, klagte Carmita. „Liebst du ihn denn?“, wollte Fefa wissen. „Sehr sogar, aber er, er will mich nicht sehen ...“, schluchzte Carmita und nickte dabei mit dem Kopf, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. Fefa kramte in ihrer Tasche und holte ein sauber gefaltetes Taschentuch hervor, mit dem sie das tränennasse Gesicht des Mädchens abtupfte. „Er wird dich schon sehen wollen, nur keine Sorge ... Komm morgen wieder. Ich werde ihm sagen, dass du da warst und dass er mit dir reden muss. Er wird dich schon sehen wollen, weine nicht mehr!“

Carmita verließ das Krankenhaus. Froh war ihr nicht zumute, doch zumindest war sie nun nicht mehr so verzweifelt wie noch kurz zuvor. Die Dinge hatten eine unverhoffte Wendung zum Besseren genommen – sie hatte in Fefa statt der Gegnerin von früher nun eine Verbündete gewonnen, und noch dazu eine sehr wertvolle, wie sich bald herausstellen sollte. Von diesem Tag an kam Carmita jeden Nachmittag zu Besuch und saß schweigend an Sitos Seite. Manchmal waren sie auch zu dritt, wenn doña Josefa auch zufällig vorbeikam. Das alles spielte sich unter den finsternen Blicken von Antón ab, denn so hieß der Pfleger, der so streng über Sito wachte. Nach einigen Tagen begann Sito, mit ihr zu sprechen, wenn sie ungestört waren. Zuerst redete er nicht viel, erkundigte sich nur danach, wie es ihrem Vater ging, was sie so machte oder was es von diesem oder jenem Bekannten neues gab ... und manchmal sagte er ihr unter Tränen, wenn auch mit wenig Überzeugung, sie solle ihn doch einfach vergessen, er sei nur eine Last und sie würde mit ihm niemals glücklich werden. Wenn Fefa dabei war, sprachen sie über das Wetter, die Zeit vor dem Krieg, die Familie und all die anderen Dinge, über die man eben so spricht, wenn man sich eigentlich gar nichts sagen möchte.

Einige Monate später war der Krieg vorbei und der Verwundete Held und so weiter, und so fort, anzusprechen so oder so, konnte gestützt auf zwei Krücken in sein Elternhaus zurückkehren. Die Hüfte war nicht wieder völlig heil geworden, doch der Arzt sagte, dass er bald nur mehr eine Krücke brauchen würde. Nach einiger Zeit würde dann womöglich auch ein Stock ausreichen, wenn er im Schuh eine Prothese trug. Weitere Monate vergingen, und der Verwundete Held des Kampfes fürs Vaterland verwandelte sich Schritt für Schritt zurück in Sito, obwohl er noch immer an der Krücke gehen musste. Sie gingen wieder gemeinsam ins Kino und saßen am Abend still am Strand von Las Canteras und betrachteten den Sonnenuntergang. „Mein Vater sagt, wir haben hier einen viel besseren Blick auf den Teide als die dort drüben auf Teneriffa,“ sagte sie. „Pech gehabt!“, quittierte Sito, und sie lachten über diesen alten Scherz und sahen zu, wie auf Teneriffa die Sonne hinter dem majestätischen Gipfel des Teide versank und den Himmel

in ein feuriges Farbenspiel verwandelte. Carmita beschlich oft das Gefühl, dass sie beobachtet wurden, nicht nur hier am Strand, sondern auch im Kino. Und tatsächlich tauchte wie durch Zufall immer wieder irgendwo Antón, der feindselige Krankenpfleger auf.

Jedes Mal, wenn Carmita über ihre gemeinsame Zukunft oder über Sitos Zukunft mit seinem geplanten Medizinstudium in La Laguna sprechen wollte, verwandelte sich Sito wieder zurück in den verwundeten vaterländischen Helden und so weiter. „Gott, jetzt sag doch einmal was, tu doch irgend was!“, brach es dann aus ihr heraus. Doch er schwieg, und sie versanken in Stille und Kummer. Schließlich musste Fefa Carmita erklären, warum sie denn ihr Sohn nicht mehr heiraten wollte – und auch keine andere, wie sie betonte. „Lieb hat er dich nämlich schon, das kannst du mir glauben“, sagte sie. Doña Josefa erzählte von der Maschinengewehrsalve, die Sito an der Hüfte und am Unterbauch verletzt hatte. „Deshalb hinkt er jetzt, aber das ist nicht das Schlimmste ... Schlimmer ist, dass ... weißt du ...“, rang Fefa nach Worten. Der Ausdruck „Emaskulation“ sagte Carmita gar nichts, außer dass er irgendwie nach etwas Unanständigem oder Sündhaftem klang. Als sie endlich den nüchternen Sachverhalt dahinter begriffen hatte, sagte sie ohne das geringste Zögern: „Der Arme! Aber mir macht das gar nichts aus.“

Fefa erklärte ihr auch, dass Sito als Kriegsversehrter Anspruch auf eine Rente hatte. „Außerdem macht ihn der Stock doch gleich viel eleganter, und was die andere Sache angeht, na ja, so hast du dann zumindest deine Ruhe vor ihm“, meinte sie. An diesem Tag fand Carmita auch heraus, dass Fefa, wie schon vermutet, ihre Abneigung gegenüber dem Krankenpfleger teilte. Sie erfuhr, dass er in Wirklichkeit gar kein Pfleger, sondern ein Hauptmann des Sanitätsdienstes war. Seit Sito aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte Antón ihn immer wieder besucht, unter dem Vorwand, dass er nach ihm sehen oder ihm eine Spritze gegen die Schmerzen geben wollte. Doña Josefa sagte, sie habe die beiden auch das eine oder andere Mal streiten hören, aber nicht genau mitbekommen, worum es dabei ging. Sito wollte gar nichts dazu sagen. Fefa wusste nur, dass Antón ihrem Sohn das Leben gerettet hatte, wie Sito ihr selbst erzählt hatte, und das war für sie wichtiger als alles andere, ganz gleichgültig, wie unsympathisch Antón ihr auch sein mochte. Allerdings hatte sie jedes Mal den Eindruck, dass irgend etwas an ihrem Sohn nagte, wenn sie die beiden zusammen sah.

Am 18. Juli 1939 zog sich don Jesús de Fuentes y Febles, vormals genannt Sito oder auch Sito, der Junge von Fefa, seine Fähnrichsuniform mit dem Verwundetenabzeichen an und schnallte sich die Pistole um, weil er zu einer Feldmesse im Park San Telmo eingeladen war, veranstaltet von der Führungsriege der Falange Española Tradicionalista und der

JONS, wofür auch immer diese Abkürzung stand. Nach der Messe ließ er sich von dem Mittagessen entschuldigen, zu dem die Inselverwaltung alle ihre Verwundeten Helden und so weiter, und so fort, anzusprechen wie auch immer, in die Gartenanlage des Parque Dorama eingeladen hatte. Stattdessen hatte Sito Carmita aufgetragen, alles Nötige für ein Picknick am Strand von El Confital vorzubereiten. Dort hatten sie immer nach den Kinobesuchen heimlich ihre Abende verbracht. Für einen Verwundeten Helden und so weiter, und so fort, wäre das eine höchst merkwürdige Idee gewesen, nicht aber für Sito, der ganz zurecht erklärte, er kenne den Weg, oder besser gesagt Pfad, zu diesem Strand in Wahrheit besser als die Hauptstraße. Außerdem würde ja auch Antón mitkommen und könnte ihn beim Gehen stützen, falls nötig.

Es schien Carmita, dass in Jesús, wie ihn Antón nannte, obwohl er noch in voller Uniform war, mit Abzeichen und Pistole, an jenem Tag sehr viel mehr Sito steckte als Verwundeter Held von Francos Gnaden, was sonst, und so weiter, und so fort. In den Picknickkorb, den Carmita vorbereitet hatte, gab Fefa auf Geheiß ihres Sohnes noch zwei Flaschen Wein von El Hierro und zwei Flaschen Rum der Marke Aldea. Am Weg von La Puntilla nach El Confital gibt es nach dem Strand von Los Nidillos eine winzige Bucht, in der sich unter den steilen Felsklippen ein Strand mit schwarzem Sand verbirgt, der bei Ebbe aus dem Meer auftaucht. Carmita war dagegen, doch Sito beschloss, dies sei heute der ideale Ort für ihr Picknick. Mit einem geheimen Zeichen gab er ihr zu verstehen, dass sie nicht weiter protestieren solle. Sie wussten nämlich beide, dass sie den Strand unbedingt wieder verlassen mussten, bevor die Flut kam, weil ihnen sonst das Wasser den Aufstieg abschneiden würde und sie dann den Wellen der wuchtigen Brandung ausgeliefert wären. Carmita blieb also auch still, als Sito das Glas von Antón immer wieder nachfüllte, während er den Inhalt seines eigenen Glases in unbeobachteten Momenten in den Sand kippte. Als sie schon drei Flaschen geleert hatten, von denen Antón mehr als nur seinen gebührenden Anteil abbekommen hatte, stand der Verwundete Held des wasweißich und dies und das auf, gestützt auf seine Krücke, schleuderte eine leere Flasche hinaus aufs Meer, zog seine Pistole und schoss die Flasche in Stücke, die sofort im Meer versanken. Antón riss ihm die Pistole aus der Hand, warf seinerseits eine leere Flasche aus, und schoss das ganze Magazin leer, während die Flasche weiter unversehrt auf den Wellen tanzte. Da brach er in brüllendes Gelächter und Geschrei aus, womöglich waren auch ein paar gotteslästerliche Flüche dabei, aber so genau konnte man sein Gebrüll nicht mehr entschlüsseln. „So schlecht schieße ich, so schlecht, ich kann einfach nicht zielen!“, schrie er.

Jesús de Fuentes y Febles, Held hin und her und so und so, nahm ihm die Pistole ab und lud sie nach, während Antón weiter lachte und Rum aus der Flasche trank, in die Sito irgend etwas geleert hatte, das Carmita nicht genau gesehen hatte. Antón krümmte sich vor Lachen und ließ sich auf den Sand fallen. Sie legten sich alle drei in die Sonne und es vergingen keine fünf Minuten, bis Antón lauthals schnarchte. Sito half Carmita dabei, die wenigen Reste des Picknicks zusammenzusammeln. Carmita warf ihm einen besorgten Blick zu. „Lass ihn doch in Ruhe seinen Rausch ausschlafen“, sagte er, wartete erst gar keine Antwort ab und bedeutete ihr mit Blicken, dass es Zeit war, jetzt aufzubrechen.

Still und leise verließen sie den Strand. Das Wasser war schon eine Weile am Steigen, und die einsetzende Flut leckte schon am Beginn des Aufstiegs von der Bucht hinauf zum Gehweg. Als sie oben auf den Küstenfelsen angekommen waren und der versteckte schwarzsandigen Strand unter ihnen lag, setzte sich Sito auf einen Stein und beobachtete Antón, wie er schlafend dalag. „Geh nach Hause“, sagte er zu Carmita. „Was soll das, Sito? Dieser Idiot wird uns da unten noch ersaufen, wenn du ihn nicht gleich aufweckst.“

Da begann Sito, ihr alles zu erzählen. Er erzählte ihr in allen Einzelheiten, wie es dazu gekommen war, dass er seine wertvollsten Stücke verloren hatte. Davor berichtete er aber noch, wie er den Hauptmann des Sanitätsdienstes kennengelernt hatte, der nun dort unten schnarchend im Sand lag. Er sprach von den Dingen, die passieren, wenn Krieg ist, von Dingen, die Männer tun, wenn sie im Krieg sind ... Dinge, die Männer eben so miteinander tun, wenn sie im Krieg sind. Man ist ja im Krieg, und der Krieg ... aber eben wirklich nur im Krieg, weil sonst ... Männersachen eben, aber nur im Krieg. Und er erzählte, wie er ihm eröffnet hatte, dass er beim ersten Fronturlaub heiraten würde und dass er ihn danach nicht mehr wiedersehen wolle. Währenddessen stieg das Meer weiter und Antón schlief noch immer, obwohl das Wasser schon seine Beine erreicht hatte. „Verstehst du nicht? Er war es, der mir hierher geschossen hat. Er hat mich entstellt. Er war's!“

Jetzt wurde Antón wieder wach. Sie sahen zu, wie er versuchte, auf die Beine zu kommen, stolperte, und sich dabei benommen umsah. Er hob den Blick und sah sie oben auf den Felsen stehen. Er wollte etwas rufen, doch in diesem Moment warf ihn ein Brecher zu Boden und zog ihn hinaus in die Brandung. Er versuchte, den Kopf über Wasser zu halten, und schlug wild mit den Armen herum, um sich irgendwo festzuhalten. Da kam die nächste Welle und schleuderte ihn wuchtig gegen die Felsen. Kurz lag er leblos auf dem schwarzen Sand, bis der Sog einer weiteren Welle seinen erschlafften Körper ins Meer hinaus zog.

„Aber warum, warum hat er das nur getan?“ „Aus Eifersucht, verstehst du nicht? Aus Eifersucht!“

Las Palmas de Gran Canaria

Der Stadtteil Arenales





Der Flutwelle entkommen

Emilio González Déniz

Emilio González Déniz

Wurde 1951 in Gran Canaria geboren und hat sich unterschiedlichen Genres und Disziplinen gewidmet, angefangen bei der journalistischen Chronik, über Theaterstücke und Essays bis hin zum Kinderbuch. Dennoch ist er vornehmlich Romanautor.

Aus seinem umfangreichen Werk sind folgende Romane hervorzuheben: *El llano amarillo*, *Sáhara*, *La mitad de un credo*, *El rey perdido*, *Bolero para una mujer*, *Hotel Madrid*, *Tríptico de fuego* und *Bastardos de Bardinia*, die ihm Preise eingebracht haben, z.B. den Premio Novela Pérez Galdós und den Premio de Relatos Cortos Ángel Guerra. Zuletzt erschien von ihm der Roman *El reloj de Clío*, 2020.

Sein schriftstellerisches Werk wurde 2019 von der Inselregierung, also dem Cabildo de Gran Canaria, mit der Verleihung der Can de Plata de las Artes gewürdigt.

In der Kurzgeschichte *Der Flutwelle entkommen* führt González Déniz die Leser ins Stadtzentrum von Las Palmas de Gran Canaria, genauer ins Viertel Arenales, das ihm wohlvertraut ist und daher häufig Schauplatz seiner Romane ist, z.B. in *El obelisco*. Dieses Viertel mit dem besonderen Charme entstand und wuchs im 19. Jahrhundert zwischen den alten Stadtmauern und der Hafenanlage. Schließlich wurden einige der wichtigsten Verwaltungsgebäude dorthin verlegt und die britische Kolonie, die sich in den ersten Anfängen des Tourismus in der Hauptstadt niederließ, fand in der Nachbarschaft ihr neues Zuhause. Mit seinem Gesicht zum Meer und dem Rücken zur Oberstadt würde dieses Viertel wahrscheinlich als eines der ersten verschluckt, wenn die gefürchtete Flutwelle käme.

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller





Wenn ich Ihnen sage, dass meine Großmutter Genoveva Tag und Stunde ihres Todes kannte, werden Sie mir sicherlich nicht glauben. Ich kann es selbst kaum fassen, aber Tatsache ist, dass sie mir an ihrem Todestag, ob zufällig oder aus einer Intuition heraus oder Gott-weiß weshalb, jedenfalls im Vollbesitz ihrer Gesundheit, erklärte, sie sei nun des Lebens müde und habe beschlossen zu sterben.

Der Urgroßvater, ihr Vater, hatte aus Kuba ein gewisses Vermögen mitgebracht, das ihm erlaubte, ein nicht unerhebliches Stück Ackerland in der Inselmitte zu erwerben. Wie eine Figur von García Márquez war der Urgroßvater einer der wenigen Indianos, also Heimkehrer aus Amerika, die wir als reich bezeichnen können, denn seine Finca warf einiges ab, beschäftigte Lohnarbeiter und unterhielt sogar ein Pferd, auf dessen Rücken er sein Land zu durchreiten pflegte, obwohl die Größe seiner Besitzungen eigentlich keine Reiterei erforderte, doch der Gaul verlieh seinen Ausritten, für die er die typische *Guayabera* aus Leinen anzog, ein gewisses Ansehen und diente zudem, falls nötig, als Lasttentier, ja, er verstand sich sogar aufs Dreschen.

Die Urgroßmutter, seine Ehefrau, war mit allem zufrieden, bis auf eines: Sie fand, dass Leute mit einem gewissen Vermögen ein Stadthaus besitzen sollten. Dieses verlangte sie jahrelang, bis sie ihren Mann davon überzeugt hatte, dass ein großes Haus im Stadtteil Fincas Unidas und im Viertel Arenales angemessen wäre, um ihrem Status mit zwei Häusern, einem auf dem Land und dem anderen in der Hauptstadt, Geltung zu verschaffen. Die Stadtvilla war riesig,

und die Urgroßmutter ließ sich von einer jungen Frau vom Lande dorthin begleiten, die sie ins Silberputzen und Holzpolieren einwies. Von Geschichten leicht zu beeindrucken und womöglich auch von der Fantasie, brachte sie die Erzählung in Umlauf, dass das Haus bereits mehrere Jahrhunderte alt sei und zu jenen gehöre, die der Flutwelle von 1755 standgehalten hatten. Diese Gewissheit der Urgroßmutter war durchweg fragwürdig, da im Jahr des besagten Seebebens vermutlich noch kein Haus im Teil der Stadt stand, der später zur Sandgrube wurde oder genau das schon immer war, doch bei ihrer wilden Fantasie ist nichts ausgeschlossen. Damals gab es ein mächtiges Seebeben in der Nähe von Lissabon, das die portugiesische Hauptstadt fast völlig zerstörte und eine Flutwelle auslöste, die große Teile der Küste von Huelva, Cádiz und Marokko verwüstete und dann genug Kraft hatte, um bis zu den Kanarischen Inseln zu reichen. Man behauptet heute, dass diese große Welle den Sand der Dünen von Maspalomas anspülte und als sie die Küste der Hauptstadt erreichte, insbesondere die Küstenebene leerfegte, die heute Zona de Arenales genannt wird, wahrscheinlich weil sie auf ihrer Reise nicht nur die Dünen, sondern auch diese sandige Ebene herbeitrug.

Als meine Urgroßeltern verstarben, wurden die Äcker auf ihre verschiedenen Kinder verteilt und das Stadthaus bekam meine Großmutter Genoveva, die mit einem gewissen Julio Valdés verheiratet war, doch dieser schenkte ihr nur wenig Beachtung. Da er sich dem Viehhandel widmete und dabei stets Gewinn machte, brachte er zwar das Essen auf den Tisch, aber er leistete ihr kaum Gesellschaft, weil er nie da war. Sie hatten mehrere Kinder, Jungen und Mädchen, darunter meine Mutter, und ich hatte das Privileg, ihr ältester Enkel zu sein und war daher ihr Liebling. So vergingen die Jahre und die Jahrzehnte, während meine Großmutter in ihrer großen Stadtvilla von Finca Unidas lebte, reiste mein Großvater zu seinen Messen von Ziegen- und Schafherden, Rindviechern und sogar Eseln, die damals auch ihre eigenen Märkte hatten. Als ihre Söhne und Töchter heirateten und ihren eigenen Hausstand gründeten, leerte sich das Haus nach und nach und Großmutter Genoveva verbrachte ihre Zeit mit Lesen und dem Zubereiten von Naschwerk für den Fall, dass ihre Enkel vorbeischaute. Eine große Köchin war sie nie gewesen, doch für die Feinbäckerei hatte sie ein Händchen.

Als sie erfuhr, dass ich Romane schrieb, verlangte sie die Manuskripte zu lesen. Und solange sie lebte, war das erste Exemplar jedes meiner Bücher für sie bestimmt, worauf sie mich mit Glückwünschen überschüttete und mich mit einem Kolumbianer verglich, der bald den Nobelpreis bekommen würde. Oh weh, wie sie sich ärgerte, als ihm der tatsächlich verliehen wurde, auch wenn er einer ihrer Lieblingsautoren war, denn sie hatte mich gegen ihn in

Stellung gebracht. Da der Kolumbianer nicht ihr Enkel war, zog er bei Vergleichen mit mir immer den Kürzeren, und eines Tages stellte ich sogar fest, dass sich die Miene meiner Großmutter mehr verdüsterte, je besser der Mann aus der Karibik schrieb.

Sie verliehen meinem Konkurrenten also den Nobelpreis wider ihr persönliches Ranking. Und hätte sie einen Bomber besessen, meine Großmutter hätte an jenem Tag Stockholm in Schutt und Asche gelegt.

„Ja, sind diese Schweden denn blöd? Wer ist dieser Kerl überhaupt im Vergleich zu dir? Wir müssen etwas unternehmen, das können wir nicht auf dir sitzen lassen.“

„Da kann man nichts machen, außerdem ist der Preisträger ein großartiger Romanautor. Du warst selbst immer eine seiner eifrigsten Leserinnen. Deine Liebe zu mir macht dich blind, Großmutter.“

Nach diesem Ereignis habe ich ihr nie mehr ein Buch des Kolumbianers mitgebracht, denn ihre literarische Welt hatte sich auf zwei Schriftsteller eingengt und dem einem war der Nobelpreis verliehen worden, der eigentlich ihrem Enkel zustand.

Wiederum etliche Jahre später hatte meine Großmutter Genoveva eines Tages, auch das wie in einem Roman des Mannes aus Aracataca, genug vom Leben. Sie eröffnete mir, sie sei nun lange genug auf dieser Welt, ihre Söhne und Töchter habe sie alle auf den Weg gebracht und für Julio Valdés sei sie nicht unentbehrlich, auch wenn er sie manchmal brauchte. Nicht einmal die Klassiker, die ich ihr lieferte, interessierten sie noch. Das Mitbringsel meines letzten Besuchs, *Stolz und Vorurteil* von Jane Austen, habe sie nicht einmal aufgeschlagen, gestand sie mir. Das war ein schlechtes Zeichen. Mit dem Buch konnte das nichts zu tun haben, weil ich ihr Ausgaben in Großschrift beschaffte und sogar ein Leseputz gekauft hatte, damit sie ohne zu ermüden auch die dicken Bände schmökern konnte, die nach ihrem Geschmack waren.

„Junge, ich glaube, es wird für mich Zeit zu sterben, ich habe hier nichts mehr zu suchen, denn was es hier gibt, interessiert mich nicht mehr.“

„Irgendwas muss dich doch interessieren, Großmutter ...“

„Nein. Ich kenne sämtliche Geschichten, immer geht es um das gleiche, ich habe alle Filme gesehen und alle Bücher gelesen.“

„Hundert Leben würden nicht ausreichen, um alle Bücher zu lesen und alle Filme zu sehen.“

„Nein, mein Kleiner, mich langweilt das alles, ich werde jetzt sterben.“

„Aber nun warte mal, Großmutter, geht es dir nicht gut? Tut dir etwas weh? Vielleicht bist du einfach nur deprimiert.“

„Bitte, rede keinen Unsinn, ich bin bei bester Gesundheit, schlafe durch und habe keine Depressionen oder so einen Quatsch, den sich die Psychologen heute ausdenken.“

„Dann verstehe ich nicht, warum du sowas sagst. Außerdem entscheidet man nicht selbst, ob man stirbt, außer man will sich das Leben nehmen.“

„Mir das Leben nehmen? Gott im Himmel! Darauf käme ich nicht, das ist eine Todsünde! Ich will mich nicht umbringen, ich werde einfach sterben, das habe ich beschlossen. Sobald ich beim Notar war und ein paar Änderungen in meinem Testament vorgenommen habe, sterbe ich. Ich will nämlich nicht mehr hier sein, wenn das nächste Seebeben kommt. Ich weiß übrigens nicht, warum jetzt alle Tsunami sage, wo es doch seit Gott-weiß-wann Seebeben heißt.“

„Das ist dasselbe, nur auf Japanisch.“

„Dann können die Japaner es ja Tsunami nennen, aber nicht wir.“

„Großmutter, dieses Ereignis wird womöglich gar nie eintreten, jedenfalls nicht zu einer von uns überschaubaren Zeit, und du redest darüber, als würde es in der nächsten Woche passieren.“

„Es wird passieren und zwar bald, aber vorher bin ich gestorben.“

Ich konnte ihr nicht beibringen, dass Tsunamis unvorhersehbar sind, weil sie von Erdbeben ausgelöst werden und die Wissenschaft bis heute keinen Weg gefunden hat seismische Bewegung größeren Ausmaßes auch nur annähernd vorauszusagen. Sie beharrte darauf, dass die Flutwelle von 1755 genau bis dorthin gereicht habe, wo heute die Fassade ihres Hauses stünde, und dass die nächste größer sein würde.

„Ich will nicht mehr hier sein, wenn das Meer mein Haus mitnimmt.“

Ich gab nichts auf diese Reden und dachte bei mir, dass das eine der vielen Geschichten meiner Großmutter Genoveva sei, denn Gespräche wie dieses konnte man einfach nicht ernst nehmen. Als ich klein war, hatte sie mir die Lebensgeschichte des Heiligen Martin von Porres und einiger anderer wundertätiger Heiliger vorgelesen, die ihr Sterbedatum immer im Voraus kannten, aber nicht, weil sie es bestimmt hatten, sondern weil es ihnen offenbart worden war. Aber bei meiner Großmutter handelte es sich um die sture Behauptung einer Alten und um sonst gar nichts.



Eine Woche nach diesem Gespräch bat mich meine Großmutter, sie zum Notar zu begleiten, einen alten Bekannten, der ihr einen Termin gab, sobald sie ihn anrief. Ich blieb draußen, um ihre Privatsphäre zu respektieren, bis sie hochzufrieden und lächelnd, ja in Festlaune wieder herauskam.

„Alles erledigt! Ich habe mein Testament geändert.“

Ich dachte, sie hätte für eins ihrer Kinder eine Begünstigung vorgenommen, die Einzelheiten ihrer Trauerfeier festgelegt oder die Anzahl der für sie zu lesenden Messen geändert, und blieb wie versteinert stehen, als sie mir eröffnete:

„Weil du der Einzige bist, der damit umgehen kann, habe ich verfügt, dass du die Naumann-Nähmaschine bekommen sollst. Die bringst du zu dir nach Hause in die Oberstadt, weil ich nicht möchte, dass die Flutwelle sie mitnimmt, wenn das Haus in Arenales weggerissen wird.“

„Und dazu hast du das Testament geändert?“

„Ja, klar, das ist doch wichtig.“

„Okay, Großmutter, wenn es für dich wichtig ist, dann ist es das auch für mich. Danke.“

„Du brauchst dich nicht zu bedanken, weil du kein Geschenk erbst, sondern eine Verantwortung. Denn diese Maschine ist seit hundert Jahren im Familienbesitz, damals hat mein Urgroßvater sie in Deutschland gekauft.“

Ich brachte meine Großmutter nach Hause und sie lud mich zum Essen ein. Das Tischgespräch drehte sich, wie nicht anders zu erwarten, um die legendäre Nähmaschine aus Deutschland, die ich als Vermächtnis erhalten sollte, um zu deren Hüter erkoren zu werden. Und das sei eine große Verantwortung. Großmutter Genoveva hatte mir zwar beigebracht sie zu bedienen und ich konnte leidlich ein paar Stiche damit ausführen, einen Saum umnähen oder kleine Ausbesserungen vornehmen, aber ich beherrschte die Maschine längst nicht mit der Geschicklichkeit, die sie an den Tag legte. Die Nähmaschine glänzte noch wie neu und die hundert Jahre, die sie zählte, waren ebenso spurlos an ihr vorübergegangen wie die Tausenden von Näharbeiten, die unter ihrem Fuß entlang geglitten waren.

Mein Großvater war wie immer unterwegs oder kam später oder was auch immer, jedenfalls setzte er sich nur selten mit meiner Großmutter zu Tisch. Ich verließ sie am Nachmittag und noch ehe die Nacht anbrach, bekam ich einen Anruf, um mir mitzuteilen, dass sie verstorben sei. Zunächst hielt ich das für einen schlechten Scherz und dachte, den hätte sie selbst ausgeheckt. Aber dem war nicht so, es war die reine Wahrheit: Kurz nachdem ich von ihr aufgebrochen war,

hatte sie das Zeitliche gesegnet. Da sie alleine und mit im Schoß gefalteten Händen auf ihrem Korbessel vorgefunden wurde, bestätigte der Leichenbeschauer als finale, landläufige Todesursache eines menschlichen Wesens, dass ihr Herz zu schlagen aufgehört hatte, ohne dass es weiterer ärztlicher Erläuterungen bedurfte. Weil keiner mir glauben würde, erzählte ich auch niemandem, dass meine Großmutter Tag und Stunde festgelegt hatte, an dem sie ihr Herz zum Stillstand bringen würde. Sie tat es mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit, und ich muss gestehen, dass nicht einmal ich ihr Bemühen ernst genommen hatte, sich und die Nähmaschine vor einer wütenden Flutwelle in Sicherheit zu bringen. Nun versuche ich, ihren letzten Willen zu erfüllen, indem ich fürsorglich die alte deutsche Naumann-Nähmaschine hüte, auf dass kein erneutes Seebeben sie davontragen möge. Wie bitte? Ein Seebeben ist sehr unwahrscheinlich? Schon möglich. Aber es schien ja auch nicht sehr glaubhaft, dass meine Großmutter Tag und Stunde ihres Todes genau würde vorhersagen können. Deshalb steht die Naumann sicherheitshalber an einem sehr hochgelegenen Ort, weit entfernt vom Viertel Arenales und vom Meer.

Las Palmas de Gran Canaria

Von der Altstadt Vegueta bis Triana





Ich war das vergnügteste Mädchen der Welt

Paula I. Nogales Romero



Paula I. Nogales Romero

Wurde 1966 in Las Palmas de Gran Canaria geboren. Sie ist Philologin und Lehrerin an einer weiterführenden Schule. Als Angehörige der sogenannten „letzten Generation des Millenniums“ der kanarischen Lyrik hat sie ein bemerkenswertes poetisches Werk vorgelegt mit Publikationen wie *Recintos*, *Saludos de Alicia*, *Manzanas son de Tántalo*, *Esta falacia que se desangra impune*, *Vicios ocultos* und *De la traición como arte*, außerdem publizierte sie verschiedentlich in nationalen und internationalen Anthologien.

Als Erzählerin veröffentlichte sie zwei Bände mit Kurzgeschichten, *Zapping. Cuentos* und *Sociedad anónima*, die beide ausgezeichnet wurden, einer mit dem Premio Ciudad de Santa Cruz de Tenerife [Preis der Stadt Santa Cruz de Tenerife] und der andere mit dem Primer Premio de Cuentos del Ateneo de La Laguna [ersten Kurzgeschichtenpreis des Kulturvereins von La Laguna].

Als letztes veröffentlichte sie den Titel *Excusatio non petita. Poemas y otras pruebas inculpatorias*.

Die Kurzgeschichte *Ich war das vergnügteste Mädchen der Welt* [“Yo era la niña más alegre del mundo”] ist im Stadtviertel Vegueta in Las Palmas de Gran Canaria angesiedelt, wo sie aufwuchs. Sie beschreibt aus der Sicht des Kindes das alte Wohnviertel aus der Zeit von Kolumbus, den Hügel der Stadtgründung und die Bauten, die erste kirchliche und weltliche Institutionen beherbergten. Dort spielt diese Erzählung auf den hübschen Plätzen rundum die Kathedrale Santa Ana und in den schmucken Sträßchen, wo auch die Angst zu Hause ist.

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller



Für Vicky

Als Kind war ich das vergnügteste Mädchen der Welt und das albernste dazu. Aber das ängstlichste war ich auch. Sagen wir mal so: Ich besaß auch die Gabe, meine großen Schwestern in Verlegenheit zu bringen, die bereits an der Schwelle zur oder mitten in der Pubertät standen und mit offener Verachtung oder Fremdscham auf mich herabsahen, während ich, nichtsahnend von solchen Empfindungen, vor unseren Besuchern Lola Flores, Dolores Vargas la Terremoto und allerlei weitere exaltierte Folkloresängerinnen nachahmte, um, wenn ich mich warmgelaufen hatte, zu den ausgefallensten Tieren überzugehen und wie ein Affe zu springen oder über den Boden zu kriechen und dabei gutturale Laute von mir zu geben, ich konnte aber auch wiehern (denn meine Leidenschaft galt eindeutig den Pferden, schon ehe ich laufen lernte, auch wenn ich viele Jahre als Stadtkind aufwuchs, bevor ich das erste echte Pferd sah und noch mehr Jahre, ehe ich auch nur eine mit Fliegen besetzte Pferdeschnauze streicheln durfte), erntete aber bei meinem Vater nur Gleichgültigkeit und bei meiner Mutter ein wohlwollendes, wenn auch gekünsteltes Lächeln (während die Besucher wohlherzogen genug waren, um diese *Show* unkommentiert zu lassen, und auf ihren Kunstledersesseln versuchten, ihre Erwachsenengespräche fortzusetzen); diese Gabe trug mir, wie gesagt, mit

den Jahren immer mehr Spott und kleine schwesterliche Gemeinheiten ein, wie das Spiel der Waschmaschine, bei dem sie mich in einen Karton steckten und mich mal mehr mal weniger herumschleuderten, oder dass sie mich in den Schrank sperrten und warteten, wie lange ich es aushielt, ehe ich vor Angst im Finstern zu heulen anfang, oder dass sie mir meinen Tirma-Schokoriegel verweigerten - den konnte ich mir mit meinen unzulänglichen Mitteln nicht selbst aus dem hohen alten Vorratsschrank in der Küche holen -, außer ich versprach, ihnen die großen Zehen zu küssen (das war die Spezialität der einen), was ich entrüstet ablehnte, oder dass sie mich aussperrten, die Haustür doppelt abschlossen und mir erst wieder aufmachen wollten, wenn ich, wie im Film von Peter Pan, laut und deutlich sagen würde: „Ich bin ein Kabeljau“; (ich stellte mir vor, dass es entsetzlich, monströs, ja, das Schlimmste überhaupt wäre, ein Kabeljau zu sein, weil ich die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte, aber ich hörte ihr Kichern hinter der Tür und unterdrückte die Tränen, während ich auf der obersten Stufe unseres uralten Hauses in Vegueta hockte, dieses baufälligen, verfallenen, ungemütlichen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts erbauten und vor fast einhundert Jahren von meinem Großvater und einer meiner Großtanten erworbenen Hauses, jener Großtante nämlich, die nie heiratete und keinem Mann Rechenschaft über ihr kärgliches Erbe ablegen musste).

Ich war also vergnügt, unangepasst und sehr ängstlich. Die irrationalen Ängste jener Jahre meiner frühen Kindheit haben nichts mit denen zu tun, die mir heute mit über fünfzig zusetzen. Im Grunde hatte ich Angst im Dunkeln und vor Gespenstern, vor den erschreckenden religiösen Vorstellungen aus den Schilderungen von Märtyrern, wo es um Quälereien ganz kleiner Kinder ging und um misshandelte, ja sogar zerstückelte Frauen, nur um die absurden Vorlieben frustrierter mächtiger Männer zu befriedigen, denen ihre Organe auf Tablett serviert wurden wie gruselige Speisen einem monströsen tausendköpfigen Kannibalen (vieles hat sich nicht geändert, auch wenn es heute nicht mehr barbarische Herrscher oder römische Kaiser sind); die finstere Frömmigkeit in Gestalt des gelblichen Heiligen Kindes, dessen Anblick ich jedes Mal mied, wenn uns meine Mutter an Sankt Blasius mitnahm zur Messe in die Kirche Santo Domingo oder zum Ave-Maria-Beten, nachdem sie uns ein gesegnetes Bändchen gekauft und um den Hals gebunden hatte, das unbedingt am Aschermittwoch verbrannt werden musste, denn eine meiner Schwester hatte mir mal zugeflüstert, dass es in Wahrheit ein mumifiziertes Kind sei, das sie in den goldverzierten Glaskasten eingesperrt hatten, nachdem sie ihm für den ewigen Schmerz am Hinterkopf ein Kreuz in den Nacken genagelt hatte, weil es unartig gewesen war. Ich fürchtete mich auch vor dem Antlitz des verwundeten Christus' mit der Dornenkrone und den blutigen

Spuren, die ein unbekannter Künstler Anfang des 19. Jahrhunderts sorgfältig aufgemalt hatte, vor seinem halboffenen Mund mit den kleinen Zähnen und der Zunge darin, die aussah, als würde er gleich zu sprechen anfangen; sein Kopf steckte auch in einer Glasvitrine und stand auf einem Sockel, obenauf ein Kreuz, im Zimmer meiner Tante Juanita, wo Klavier seinen Platz hatte, das Großvater Pedro Ende des 19. Jahrhunderts aus Boston herbeigeschafft hatte – als die Vorfahren meiner weitläufigen Familie noch alle zusammen in der Nähe der Kapelle des Heiligen Nikolaus lebten –, und an dem meine Schwestern übten, ohne sich von den Selbstgesprächen und Schreien der verwirrten, alterslosen Frau in ihrem Bett und dem ewigen Uringestank ablenken zu lassen; die Vorhänge in Bischofsrot, die frommen, vom Alter nachgedunkelten Heiligenbilder, die Stigmata, die leeren Augäpfel, *sic transit gloria mundi, in ictu oculi*; auch die Prozession mit dem verstorbenen Christus, nachts in der Karwoche, verstörte mich, der ebenfalls in einem riesigen Glassarg lag, damit jeder seine klaffenden Wunden in ihrem makabren Realismus bewundern konnte, und umweht war vom Wachs- und Totengeruch der Kerzen und Blumen, ehe er im Lack des edlen, goldverzierten Grabmals gebettet wurde, einem Werk von Manuel Ponce de León mit den trauernden barocken Figuren der Grablegung von Luján Pérez (zwei Englein, die meinen Sarg decken, zwei Evangelisten die meinen Leidensweg beweinen; oder der mumifizierte Bischof, ja genau, ausgestellt in einer anderen Vitrine, in einer Seitenkapelle der Kathedrale Santa Ana, mit seinen winzigen Füßchen und den kleinen ledernen, auf dem Schoß gefalteten Händen, mit der riesigen Mitra und der abgetragenen Kleidung (ob sie ihn wohl anzogen, ihm die Kleidung wechselten, ob er wohl weiterschrumpfte?)) Ich war ein ängstliches Kind, aber ich war furchtlos gegenüber realen Gefahren, wie Einbrechern oder Fremden, die über das Dach ins Haus eindringen konnten, was ziemlich einfach war, und, wie ich viel später erfuhr, meine älteren Schwestern ängstigte; tatsächlich schlich durch das Treppenhausfenster im Flur, während wir zu Hause waren, mehr als einmal ein Dieb herein, um etwas zu stehlen, worauf mein Vater die Dielentür ständig geschlossen hielt und uns allen einen Schlüssel nachmachen lassen musste, auch wenn das natürlich seine Macht beschnitt; ich erinnere mich an den Aufruhr um den Einbrecher, der über die Dächer von einem Haus zum nächsten sprang, und wie er beinah, oder ohne beinah, von einem Gast gefasst wurde, der damals im Haus gegenüber bei unserer Nachbarin M. wohnte, und vor allem, wie das meine Großtante Carmen erzählte, die viel auf mündliche Berichte gab und treu die kulturellen Überlieferungen der Kanaren sammelte (wir dagegen schütteten uns aus vor Lachen über meine Tante, „erzähl das

noch einmal, erzähl mal“, worauf sie todernst von Neuem ansetzte): Und dann entdeckte M. den Mann, stellt euch mal den Schrecken vor, und sie sagte:

„Na? Wer sind Sie denn und was haben Sie hier in meinem Haus zu suchen?“

„Nichts, Señora, ich bin eigentlich auf der Flucht ...“, erklärte der Dieb, um M. zu beruhigen und seine guten Absichten zu bekunden, damit sie ihn ziehen ließ.

Damit hatte der arme Räuber aber kein Glück, denn besagter Gast von M. war ein Guardia Civil mit Pistole und so. Es war wie in einer Folge der TV-Serie *Auf der Flucht* aus den siebziger Jahren, aber in der Version eines Stadtviertels von Las Palmas. All das ist eine Million Jahre her, Gott hab dich selig, Tante Carmen!

Ich war, wie gesagt, ein selektiver Angsthase, denn ich streichelte und umarmte riesige streunende Hunde, die damals die Straßen unserer Stadt bevölkerten, ohne Rücksicht auf ihr Äußeres, ihren Appetit, ihr Knurren oder ihren Gestank, aber ich fürchtete mich vor jederlei Geistern, vor dem Teufel, der in den Spiegeln erschien, wenn man sich nach Sonnenuntergang darin betrachtete (danke, Großtante Carmen für die erbaulichen Schreckensgeschichten, die du uns erzähltest), vor den Hexen, die Jungen und Mädchen entführten, vor Gesichtern, die sich plötzlich mit Pusteln bedeckten und ein Abgrund des Bösen wurden (nachdem wir im Fernsehen *Das Bildnis des Dorian Gray* gesehen hatten, musste ich bei meiner Mutter schlafen und tat kein Auge zu, weil ich die ganze Nacht aufpasste, dass sie sich nicht auch in eine Monster verwandelte), vor den Schreckensschreien und den Schmerzenslauten aus der benachbarten Klinik San Roque (Schreie echter Menschen, die einem das Herz im Leib umdrehten) und vor denen aus den Filmen, die ich nicht sah (weil ich in meinem Zimmer im Bett lag und zu klein war, wenn auf der anderen Seite des Flurs im Esszimmer der Fernseher für die Erwachsenen lief), aber genau hörte, denn es gab nur einen Fernseher und keine Fernbedienung, und wenn der Ton lautgestellt war oder sich plötzlich angsterregend steigerte, dann half nur noch eins: den Kopf unter die Decke stecken und beten, viel beten, wie beim Exorzismus, während mein Verstand wahre Orgien möglicher Grauen schuf, die weitaus schauriger waren, als irgendein Drehbuchautor sie hätte erfinden können.

Zu diesen irrationalen Ängsten, die weiter wuchsen bis in meine Jugend hinein (und darüber hinaus), trugen, wie ich heute aus der Distanz glaube, logischerweise mehrere Faktoren bei: die Art des Hauses, in dem wir (ohne dass ich das wusste auf Pump) wohnten und das mit seinem Ungeziefer und den undichten Stellen wenig einladend war; unsere

damalige Zeit; eine Prise mütterlicher Gene; die Schreie meiner an Schizophrenie erkrankten Großtante, die jahrelang im Erdgeschoss das Bett hütete; das einschüchternde Schweigen, ausgelöst von der bloßen Anwesenheit meines Vaters, die Deshalb, die Streitereien; die ungezuckerten Kindermärchen, deren blutrünstige Versionen wir Anfang des 20. Jahrhunderts in den Büchern zu lesen bekamen; die Katechese und der Nationalkatholizismus, der sich wie ein Schmutzpfleck überall ausbreitete („Kind, Kind, nicht singen, es ist Karfreitag“, und auf sämtlichen Radiosendern die *Trauermärsche*), auch in den Straßen von Vegueta und Triana; mein Lebensraum als Kind in einer Familie mit fünf Töchtern, zwei Großmüttern und ohne Auto, ja nicht einmal mit einem Fotoapparat, ganz zu schweigen von einem Fahrrad, das kam nicht in Frage, es gab nur Hausaufgaben, das Putzen jenes kitschigen Mausoleums, und mitten in der Wirtschaftsentwicklung das Bügeln der Schlüpfer des einzigen Mannes. Dieses kleine Mädchen sparte ihre Sonntagspeseten, um am Kiosk bei den beiden Señoras, die Schwestern waren (aber die Bestimmerin hieß Pepita, ja, die andere kassierte nur), saure englische Fruchtdrops zu kaufen, schön und bunt wie Edelsteine; den kleinen Laden betrat man über eine Stufe nach unten, so alt war das Gebäude (dass es unter das Niveau des Asphalts bzw. des Kopfsteinpflasters gesunken war - je nach den Vorlieben des jeweiligen Bürgermeisters oder des zuständigen Bezirksrats) und sehr einfach, wie der ganze Block übrigens, ockerfarben lag es an der langen Calle de los Reyes Católicos, die quer durch Vegueta führt und bis zum Baum für die Gebete der Verstorbenen, dem Árbol del Responso, und zum Friedhof von Las Palmas reicht mit seinen schönen Statuen für die Toten. Neben den beiden Señoras, wo man mit mittig gelochten Kupfermünzen bezahlte, hatte der Barbier seinen Laden, der seit Jahrzehnten niemandem mehr den Bart einseift. Der ganze Straßenblock verfällt, ohne dass irgendjemand etwas dagegen unternimmt, nach Jahrhunderten des demütigen Widerstands seiner gewölbten Mauern aus primitiven Baustoffen, seiner spärlichen und unregelmäßig angeordneten Tür- und Fensteröffnungen, mitunter durch einen gotischen Spitzbogen ergänzt, der ausreicht, um den Komplex auf das frühe 16. Jahrhundert zu datieren, versinkt er im Schlagloch der Vernachlässigung; an einer Ecke des Kiosks gegenüber der Apotheke (wo meine Mutter anschreiben ließ und wir freundlicherweise alles bekamen, auch ehe wir Rezepte vorlegten), die in einem unnachahmlichen Stil dekoriert war - auch der hat sich schon verflüchtigt -, Pop-Art der Sechziger Jahre (ein Feuerwerk aus grellen Farben und geometrischen Linien, Plastik und Gips, kontrastierend mit einem seltsam neonbeleuchteten Fresko des berühmten Malers Felo Monzón, Vertreter des Kunststils „indigenismo“ begann der Aufstieg zur Straße López Botas, die reich ist an Bauten aus dem 17. und

18. Jahrhundert und hinter dem Priesterseminar, den Ordenshäusern sowie mehreren Prachtbauten des Bistums lag, dort kauften mein Vetter und ich für unsere kindlichen Basteleien Holz bei einem Schreiner, der sein Werkzeug und seine Holzvorräte aufs Unbeschreiblichste in dem Jahrhunderte alten Raum verteilte. Neben der poppigen Apotheke und gegenüber vom Kiosk der beiden Schwestern mit ihren klebrigen Bonbons stand das einstige Gymnasium San Agustín, das seit dem 18. Jahrhundert mehrfach seinen Sitz gewechselt hatte und berüchtigt war für seine liberale Erziehung; es wurde von Jungen aus den „besseren Kreisen“ Gran Canarias besucht, wie dem berühmten Pérez Galdós oder Nicolás Massieu, und besaß eine Geheimtür zur Querstraße Juan E. Doreste, später bei den ersten demokratischen Wahlen war es Sitz der Zentrumspartei UCD.

Desweiteren trug zu meinem ängstlichen Naturell zweifellos die Angewohnheit einer meiner Schwestern bei, mich im Dunkeln mitzunehmen in den ellenlangen Hausflur (der nur am Ende von einer tristen Glühbirne beleuchtet war; fragen Sie nicht nach dem Warum, ich weiß nur eines: Mir in der Finsternis meinen Weg bis zum Lichtschalter zu ertasten, wenn sie am anderen Ende das Licht löschte, war eine prägende Erfahrung), mich dort meinem Schicksal zu überlassen und schließlich die Retterin zu spielen, indem sie mich übertrieben tröstet, was ihr höchste Befriedigung verschaffte, bei mir aber Herzrasen verursachte. Seltsamerweise hat sie dieses Spielchen vollständig aus ihrem Gedächtnis getilgt. Es war ihr ein Anliegen, mich zu beschützen, und wenn es keinen Anlass dazu gab, erfand sie ihn eben.

Die Calle López Botas führt hinauf zum kolonialen Platz Santo Domingo, während am anderen Ende des eingesunkenen Straßenblocks die enge, mit architektonischen Schätzen vollgepackte Calle Doctor Chil (an der ich mich nie sattsehen werde) lag, einer Protagonistin meiner Sehnsüchte in jenem traumhaften, aufregenden Vegueta, aus dem ich mich so schwertat fortzuziehen und wohin ich ebenso erfolg- wie ziellos zurückzukehren versuche, blind wie zu einer rituellen Strafe, verbannt und verwaist verfolge ich meine Schritte dorthin zurück, lasse mich von ihnen an der Hand führen, zurück zu einem Ursprung, einer Offenbarung vielleicht.

In der ach so engen Calle Doctor Chil mit ihrem glänzenden Kopfsteinpflaster, die vormals „De la Inquisición“ hieß, befanden sich vor langer Zeit, in riesigen Gebäuden das alte Priesterseminar und das Inquisitionsgericht der Kanarischen Inseln; und nach der Calle Dr. Verneau und ihrem völlig anderen Geist folgt kein geringeres als das Kanarische Museum in einem Bauwerk modernerer Machart aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Angesichts ihrer nur für einzelne



Passanten bemessenen Gehwege, ihrer hohen Fassaden in Kolonialarchitektur mit den viergeteilten oder kurzerhand guillotinierten Fenstern und den knappen Balkonen sowie den von Bögen aus gebrochenem Mauerwerk verzierten Türen (überlassen wir die Suche nach dem typisch kanarischen überdachten Balkon anderen Straßen und anderen Breitengraden), war es mir schier unvorstellbar, dass in dieser Straße echte Familien wohnten, Menschen aus Fleisch und Blut; selbiges galt für viele weitere Straßen im verzweigten Netz der Altstadt, von San Marcos bis Sor Brigida Castelló und García Tello, betrifft aber die breite Calle de los Balcones oder die eine Seite der Plaza Santa Ana. Oft habe ich mich wie eine kleine Voyeurin an die Zäune gestellt oder durch die in die mächtigen Tore eingeschnittenen Türen in versteckte Höfe gespäht; und ja, tatsächlich lebten genau wie in den Zeiten des Chronisten Alonso Quesada Menschen hinter den schweren Holztoren und zwar die gleichen wie damals, als die spanischen Eroberer kamen. Und immer noch träume ich, dass ich diese Häuser betrete und nicht nur kopfsteingepflasterte Innenhöfe mit aufstrebenden Pfeilern aus kanarischer Kiefer sehe, die innen liegende Balkone tragen, sondern auch verborgene Gärten, leicht verwildert und weitläufig, die zum Verirren einladen und sogar Bäche, Felsen und wilde Früchte enthalten; dazu Ställe mit prächtigen, schwarz bemähten Pferden, das reinsten Versprechen von Ausritten in die Freiheit, und Geheimgänge zwischen den Häusern über die Dächer hinweg oder unterirdisch, wie in den Judenvierteln; dort, wo die Kirche „der Jesuiten“ mit ihrer invasiven Fassade steht, wird der Gehweg, wie gesagt, so schmal, dass er die Fußgänger zwingt, einander den Vortritt zu lassen; auch diese, meine verrückten Träume haben ihren Ursprung in Kindheitserinnerungen, als ich mit sechs oder sieben Jahren meinen Schwestern *nolens volens* auf Schritt und Tritt folgte, wenn sie mit ihren Folk-Gitarren von Nachwuchssängerinnen, mit ihren Klanghölzern und Ponchos, eines zweiten Vatikans würdig umherzogen, und als Flower-Power-Mädchen dem Nationalkatholizismus über seine wohlwollendste Seite auf den Leim gegangen waren; auch später, als pubertierende Schülerin und, bis mir das Taschengeld gestrichen wurde, Flüchtlinge aus der Jesuitenschule, hatte ich das Privileg, eines jener Gebäude zu betreten, welche die San Francisco de Borja säumten und eine Art Jugendclub der Keuschheit und Verherrlichung der Eucharistie waren. Denn sie waren allesamt im Besitz von Priestern und Jesuiten und gehörten in jenen Jahren zum heruntergekommenen Kircheneigentum, im Grunde riesige hundertjährige Gebäude im Verfall begriffen und daher eine echte Gefahr für jeden, der sich hineinbegab, aber ich hatte dennoch das Vergnügen, sie wie ein Mäuschen zu besichtigen, sowohl in den siebziger Jahren, in der Zeit der unsäglichen JACE (der Spanischen Katholischen Jugend in Aktion, dem

einzigsten Verein, der meiner Mutter kostenlos und mit sofortiger Wirkung Erholung von uns verschaffte), als auch in den achtziger Jahren und nein, nein es war keine Fantasie, weder ein Traum der Kleopatra (nein, lieber Terenci), denn es stimmte: Es gab ein ganzes Netzwerk von Gebäuden, die hinter der Kirche mit ihrer barocken Fassade und den salomonischen Säulen rechts und links durch Gänge miteinander verbunden waren und von risikobereiten Jungen und Mädchen auf die Ermutigung von sechzigjährigen Priestern hin erkundet wurden; heute ist nicht nur deren Zutritt der Öffentlichkeit von Seiten der Kirche untersagt, sondern man hat auch das schmucke, nietenverzierte Kirchenportal aus dem 16.-17. Jahrhundert in ein „Ecce homo von Borja“ verwandelt, eine Scheußlichkeit, die es aufnehmen kann mit den ästhetischen Verirrungen von Neureichen oder der Almudena-Kathedrale von Madrid. Die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite bleiben von Geheimnis umwittert und von der Remax-Reklame belagert.

Doctor Chil, ein enger Durchlass, in dem ich mich stets verliere, öffnete sich zur Freiheit, wie ein erstickender Stierzwinger, ein Engpass, der sich auf der Plaza Santa Ana plötzlich in einer Lichtexplosion ergießt, wie die Bücher, die meine Schwestern aus der Leihbücherei mitbrachten und (vielleicht mehr als die Bücher, die uns meine Mutter kaufte) erleuchtete Fenster waren, durch die wir unserer Wirklichkeit entfliehen konnten, um andere Leben zu leben und andere Orte zu besuchen, weshalb meine Schwestern und ich - wenn auch die Jüngste – sie reihum lasen; die Plaza Santa Ana: Palmen, Geranien, Löwenkopfplaketten, ein riesiges, von Mauerwerk aus behauenen Stein eingegegtes Rechteck, mit liebenswerten englischen Bronzehunden, die in meiner kindlichen Logik eigens angefertigt und dorthin gestellt worden waren, um kleine Mädchen zu beglücken, denen ein Hund versagt wurde (ich verstand nie den Stadtpolizisten, der mich einmal tadelte, weil ich einen erstieg; womöglich war ich damals nicht mehr klein genug dafür, ich weiß es nicht mehr: Trotzdem verstand ich ihn nicht), und den tausend Tauben, die ich mich zu hüten anschickte, mit großem Ernst und der würdevollen Geduld einer guten Sache (denn das gesamte Tierreich war für mich das reinste Wunder, weshalb wir auf unserer Dachterrasse sogar Marienkäfern kleine Häuschen aus Blechdosen bastelten, ebenso den Schnecken, die wie durch Zauberhand nach dem Regen erschienen und über die Blätter der Sansevieria krochen). Die Plaza Santa Ana war für mich eins mit den Glocken der von außen so heiteren wie von innen undurchdringlichen und verwirrenden Kathedrale, mit ihren Flecken an den Wänden, den unregelmäßigen Steinfliesen, der schlechten Akustik, dem Widerhall von Schritten, Echos, Gemurmeln, der mich einschlieferte, wenn ich neben meiner Mutter in der Kirchenbank saß und erst von der mächtigen, dröhnenden Orgel aufgeschreckt wurde,

die das „Ite missa est“ anstimmte wie den Soundtrack eines Christopher-Lee-Films. Die Eskapade ging weiter: Da war die Calle Obispo Codina mit den ersten richtigen Läden und die Calle Muro mit der valencianischen Eisdiele und der uralten, ganz und gar aus Holz erbauten Apotheke, die in den Achtziger Jahren ausbrannte: Rauch und Asche wehten damals, quer über die Guiniguada-Schlucht hinweg, bis auf unsere Dachterrasse; am Ende der Straße befand sich das zugleich sympathische wie bourgeoise Gabinete Literario, abgehoben gegen einen blauen Himmel mit Palmen und einer Büste von Cairasco, darunter standen die beschirmten Tischchen vom Hotel Madrid, wo entspannte Gäste ihren Aperitif einnehmen, und da sind schon Triana und die Alameda auf der einen Seite, ich kann sie mit den Händen berühren, schau: Dort ist die Haltestelle der Linie zwei, die nach Las Canteras fährt, direkt vor der Klosterkirche San Francisco und der alten Abtei und weiter unten ist das Theater, das ich immer noch nicht von innen kenne, dort hält der Bus Nummer eins, da verlässt du Vegueta und lässt diesen engen, gefährlichen Korridor der Straße Doctor Chil endlich hinter dir.

(Eine weitere Erinnerung aus der Calle Doctor Chil, die auch mein Heimweg von der Schule war, ist eine Frau, die ich in einem offenen Fenster jener hundertjährigen Häuser sitzen sah, im Nachthemd und mit verlorenem Blick, während ihre Beine immer weiter nach draußen rutschten und keine Menschenseele da war, die ich hätte zu Hilfe rufen können, das vereinsamte Vegueta und ich, das kleine Mädchen, mittags allein mit seinem Ranzen, der noch kein Rucksack war, eher ein Köfferchen auf dem Rücken, so klein, so unwissend, schaute ich die Frau an, die aus dem Fenster rutschte, nein, jetzt hält sie inne, rührt sich wieder, streckte die Beine, ich weiß nicht, ob sie sich hinunterstürzen will: Es ist die erste Etage, aber die Stockwerke sind mehr als fünf Meter hoch und das Pflaster der Doctor Chil glänzt - hatte ich eigentlich schon erwähnt, wie sehr es glänzt? - und der Bürgersteig ist sehr schmal - das sagte ich bereits - und wenn sie fällt, dann wird sie nicht darauf passen, sie wird zerbrechen, vielleicht schlägt sie mit dem Kopf auf die Bordsteinkante auf oder mit dem Rückgrat, ich weiß es nicht, ich schaue sie an, schaue mich um, ich weiß nicht, ob ich sie anschreien soll, ich weiß nicht, ob sie mich sieht, ich habe Angst, große Angst, aber es ist schon spät, ich habe kaum Zeit zu Mittag zu essen und den Weg zur Schule zurückzugehen, ich muss nach Hause).

Oder man geht an der nur in der Karwoche geöffneten Kapelle Espiritu Santo vorbei, am überdachten gleichnamigen Platz mit dem schönen Brunnen, dessen steinerne Taube wirklich flog (wie ich fand), an den Wohnpalästen der Calle Castillo aus dem 18. Und 19. Jahrhundert, am Krankenhaus San Martín, das Wohltätigkeitszwecken diente (wo ich um

die Arzneien für meine beiden obdachlosen Großtanten bat und dazu vor acht mit all den anderen Bedürftigen aus den verschiedenen Teilen der Insel anstehen musste) und heute der Kunst (im San Martín starb, ohne dass sie damit aufhörte, schreiend und wimmernd meine Großtante Juana, deren Delirium zur Wunde wurde, zu einem Eisenbett auf dem Holzboden, in einem Raum, der an Pio Barojas Romane erinnerte: ich kann in San Martín keine Kunst sehen), und du gehst weiter und kommst zu Árbol Bonito, und kaum dass du dich versiehst, bist du frei, bist du draußen; oder du entwischst über das Gässchen Salsípuedes, vorbei an der Kirche San Agustín und an der Audiencia, die José María Millares Sall in seinem Lied *Campanas de Vegueta* besang, und schlüpfst ängstlich in eins von den immer engeren, immer einsameren Sträßchen (indem du hinter dich schaust, ob du Schritte hörst, man kann nie wissen, ich konnte nie wissen), das in die Calle der Plaza del Mercado mündet und damals (Ende der Siebziger, Anfang der achtziger Jahre) General Mola hieß, aber heute wieder seinen alten Namen Mendizábal trägt und von Betrunknen mit dreckigen Hosen bevölkert wird, die sich in ihrem Elend vor den Mädchen produzieren; diese kleinen Gassen, die von jungen Heroinsüchtigen ausgespäht werden, da ist es nicht schön, da ist es nicht sicher, ich fürchte mich dort (meine Mutter beschleunigt den Schritt, die Hand fest um die Geldbörse geschlossen, im Kopf andere Sorgen, und ich hinterher, betend, die ganze Zeit betend), oder du verlässt die Gegend ganz rasch durch die uralte Calle Herrería (links ist die Kapelle San Antonio Abad, wo die Sache mit Juan Rejón begann und auch ihr Ende fand), hinter der (wichtigsten und ewig unvollendeten) Kathedrale mit Primastitel für ganz Afrika, stolperst über die Calle Armas zur Guiniguada-Schlucht, die seit sie mit spätfranquistischem Zement zugestopft wurde, ihre Stein- und Holzbrücken einbüßte, nicht aber die Erinnerung an diese (dennoch prägte sich meinem Gedächtnis ein unwahrscheinliches Bild ein, ein Bild, das ich als kleines Kind sah und das mir dank meiner Leidenschaft für Tiere erhalten blieb: Der Anblick eines Schäfers mit Lämmern oder Zicklein auf einem der Hänge, während bereits die Bagger anrückten, ein Bild, das ich, weil ich so klein bin, auf Zehenspitzen vom Geländer der Plaza de las Ranas aus betrachte, wo die großen Bäume, Indischer Lorbeer vielleicht, die berühmten *pirindolas* abwarfen und im Gebäude der heutigen Inselbibliothek noch der Banco Hispanoamericano war).

Ich bin ein vergnügtes Kind, witzig, ich liebe Tiere, aber ich habe schreckliche Angst, und die schnürt mir nachts die Luft ab: Ich flehe allnächtlich, dass mich diese Finsternis noch den nächsten Tag erleben lässt, dass mich nicht der Todesengel im Schlaf mitnimmt, wie das Mädchen mit den Schwefelhölzern aus Andersens Märchen, denn ich

weiß, dass auch Kinder sterben, einfach so erlöschen, wenn Gott es will, Menschen sterben und zerfallen bis auf die Knochen (wir sind Staub), man muss beten, viel beten, um auf der sicheren Seite zu sein. Ich bete, weil ich, in meiner unendlichen Unwissenheit erfahren habe, dass es nicht nur in Wirklichkeit Fledermäuse gibt, die ich für eine erfundene Requisite aus alten Filmen hielt, (ich habe schreckliche Angst vor dem Märchen Blaubart, denn auf den Illustrationen in Großvaters Ausgabe aus dem 19. Jahrhundert flattern deutlich erkennbare Fledermäuse mit blutenden Schnauzen aus dem Gemach mit den Leichen der ermordeten Frauen und ich betrachte sie fasziniert, aber ich sage mir: „Das gibt es nicht in echt“, „die sind ausgedacht“; die Tiere mit dem Fell und den Flügeln jagen mir mehr Angst ein als die blutüberströmten, an Haken hängenden und eindeutig von dem blaubärtigen Sadisten getöteten Frauen: Schauer kennen keine Logik; und meine Mutter, die immer sehr beschäftigt ist, die keine Waschmaschine hat und ihre halbseitig gelähmte Mutter pflegt, sagt zu mir: „Natürlich gibt es Fledermäuse, Kind, was für ein Unsinn, sogar hier auf Gran Canaria“), worauf ich nächtelang damit rechne, dass Schwärme von blutrünstigen Fledermäusen in mein Zimmer eindringen, um mich zu verschlingen. Ich bin albern und vergnügt und manchmal ärgere ich auch meine Schwester, die viertälteste, trotzdem nehmen sie mich mit ins Kanarische Museum, die Calle Doctor Chil hinauf, und zunächst bin ich interessiert, schaue mir Sammlungen an, wie es sie damals gab, von mehr oder weniger ekligen Insekten, aufgespießt mit Stecknadeln, und den Überresten riesiger Meerestiere, ein bisschen dies und jenes, dann die Keramik der Urbevölkerung, bis wir in die obere Etage steigen und ich genauso schaudernd wie fasziniert die in Reih und Glied angeordneten Totenköpfe sehe, wie sie bis zur Decke in den Glasschränken stehen; dazu vollständige Skelette; an vielen Totenköpfen kleben sogar noch Haut- und Haarreste, und einigen fehlen einzelne Zähne oder gar der Unterkiefer, und alle schienen mich anzugucken und mir in dieser furchtbaren Stille etwas sagen zu wollen, und Mumien (vor den Mumien habe ich weniger Angst, ich weiß auch nicht wieso, aber sie haben keinen Platz in meiner Vorstellungswelt, außerdem liegen sie, sehen ziemlich müde aus und scheinen zu frieren); es sind die Totenschädel und die Skelette, die immer, sogar in den Schwarz-weiß-Zeichnungen von Disney, das Makabre (was für ein Widerspruch) „verkörperten“; diese Schädel, die Torsi; das Sternum, die Rippen, wie Käfige von Dämonen, die nur darauf warten, mich anzugreifen, die langen Beine der Toten, mich, dieses arme, lächerliche, ängstliche, absurde Mädchen, das natürlich niemandem erzählt, was es denkt, was es fühlt (wegen dem „Aha, du wieder mit deinem Zeug“; ich werde niemanden damit behelligen und will auch nicht den Ausflug verderben; außerdem ahne ich, dass es, wenn ich

etwas sage, mehr Spott als Trost gäbe); dann fein säuberlich angeordnete Oberschenkelknochen, Erläuterungen zur Trepanation, Kinderschädel, noch mehr Mumien, noch mehr Grabbeilagen, noch mehr nackte Kadaver, ein perfekt aufgereihtes Ossarium, der reinste Horror von einem Museum, mir wird schlecht, alles ist so gelblich und real, dass ich es nicht fasse (aber ich lebe auf einer Insel, wo wir in Sicherheit sind, wo keine Gefahr droht), der Tod als Schau, die man besichtigen kann; ich entwickle den Spleen, mir permanent vorzustellen, dass unter meiner eigenen Haut ein Skelett ist, ich bin das selbst, und ich werde in einem Schaukasten enden, um angeschaut zu werden, mit dieser frechen Locke, die sich von selbst kringelt und noch an meinem Totenkopf kleben wird, mit meinen schiefen Zähnen, die mir so peinlich sind, werde ich öffentlich zur Schau gestellt werden, für alle Ewigkeit gedemütigt, indes Fremde sich über den von mir verbreiteten Schrecken lustig machen, über meinen schief hängenden Unterkiefer, jetzt Subjekt-Skelett-Objekt; ich koche über vor wilden Ideen: die Kommunion mit sieben, die ganze Katechese in wenigen Monate einverleibt, der Totenkult, die Trauermärsche, das auferlegte Schweigen zu Hause und im Staat; Hölle, Fegefeuer, Kindermärtyrer, sämtliche Vitrinen, in denen Jahrhunderte lang Reliquien von Schmerz und Tod aufbewahrt werden, wie der Weinstock vor dem Wind bewahrt wird, damit er reift und guten Wein trägt, *sic transit gloria mundi, ubi sunt, in ictu oculi*, die Kinderbeichten vor der Kommunion, die Scham, die Schuld; mein Haus liegt nur ein paar Straßenblocks vom Kanarischen Museum entfernt, in jeder Nacht können sie mich holen kommen, ich hatte ja keine Ahnung, die Fantasie ging mit mir durch, und dieses Geheimnis frisst mich auf, jede Nacht, sobald es dunkel ist, bitte Mutter, verlang nicht, dass ich das Licht lösche, bitte, ich habe Angst, die Finsternis ist eine Brutstätte von Ungeheuern, bitte, schau mal nach, ob Großmutter noch lebt, bitte, Mutter, das Licht, schau nach, ob sie alle noch leben.

Las Palmas de Gran Canaria

Aufstieg der Klippe von San Nicolás





Narbe

Ángeles Jurado Quintana

Ángeles Jurado Quintana

Geboren im Jahre 1971 in La Palmas de Gran Canaria ist Ángeles Jurado Quintana Journalistin und Belletristik-Autorin, die sich besonders der Disziplin der Minierzählungen verschrieben hat.

Obgleich sie in verschiedenen Medien gearbeitet und mitgewirkt hat, schreibt sie derzeit für [die spanische Tageszeitung] *El País* über Themen, die den afrikanischen Kontinent betreffen. Ihre Kolumnen sind in Bänden wie *Síndromes de Estocolmo* und *Salvapantallas* gesammelt. Sie ist darüber hinaus Autorin mehrerer Bücher mit Kurzgeschichten und Mikrogeschichten, darunter *Cambio de rumbo y otras historias pigmeas* und *Breviario de lametones, mordiscos y besos*. Sie wurde außerdem auch ins Isländische übersetzt und ist Teil einer Anthologie spanischer Autoren von Kurzgeschichten. Ihr jüngst veröffentlichter Titel ist *Micropsias*.

„Narbe“, eine intime, vom Spiel mit Worten bewegte Geschichte, entwickelt sich hauptsächlich in San Nicolás, einem der volkstümlichen Viertel an den Klippen um die Guiniguada-Schlucht. San Nicolás, San José, San Juan, San Roque sind fast seit der Gründung der Stadt, noch vor der Entwicklung des Hafens im neunzehnten Jahrhundert, die Heimat der Arbeiterklasse gewesen. Verewigt durch die Gemälde von José Jorge Oramas, ist das bunte Mosaik der bescheidenen Häuser an den Klippen zu einem der Symbole der Stadt geworden.

Aus dem Spanischen von Klaus E. Lehmann





Das Wort, das mich in den letzten drei Tagen verfolgt hat, lautet „buchstäblich“.

Ich genieße es frühmorgens am kleinen Fenster mit Blick auf den bunten Flickenteppich aus unregelmäßigen Häusern in San Juan, der sich direkt vor meinem Haus über den Hang ausbreitet. Mittags schleudere ich es wie eine Wurfwaffe in die Warteschlange des Mercadona-Supermarktes, der die Grenze zur Avenida Primero de Mayo markiert, dicht neben dem Gesundheitszentrum, wo das Viertel ganz unerwartet Wurzeln zu schlagen scheint. In der Dämmerung spucke ich es über eine Schulter in die mit Zement, Verkehr und Asphalt gefüllte Schlucht, die uns vom Altstadtviertel Vegueta trennt, dem ich den Rücken zuwende, wenn ich die trockene Wäsche von den zitternden Leinen abnehme, während ich die Wolken beobachte, die mit Regen drohen, der niemals kommt. Fast schon bei Nacht entkerne ich es und zerkaue es Stück für Stück, während ich den Abhang der Calle Álamo hinunterstolpere und mich dabei fast im zerzausten Ginster wälze, bis ich ganz unvermittelt auf die Alameda stoße und Lorenzo auf dem Weg an der Hand hinter mir herziehend.

„Du bist buchstäblich der sturste Junge auf der ganzen Klippe“, ermahne ich ihn dann und rufe innerlich ‚Querkopf‘ und ‚Nichtsutz‘ und ‚Volltrottel‘, Worte, die in meinem Mund zu explodieren versuchen und die ich mit Lippen und Zähnen und einem fast übermenschlichen Willen zurückhalte.

Lorenzo schaut mich immer mit riesengroßen, sternenvollen Kulleraugen und aufgerissenem Mund an, als stünde er einer göttlichen Erscheinung gegenüber. „Buch-stäb-lich“, murmelt er dann und schüttelt seine schwarzen Locken. Er ahmt eines der Stehaufmännchen nach, mit denen ich als Kind gespielt habe. Und ich weiß, dass er es, zwischen ängstlich und aufgeblasen vor Stolz, im Kindergarten wiederholen wird und seine kleinen Kumpels sprachlos vor Überraschung zurücklässt, versunken in schmerzhaftes Zähneknirschen und in Unkenntnis der Feinheiten des Wörterbuches.

Während wir halb bremsend, halb springend diesen unmöglichen Hang hinuntereilen, zeigt Lorenzo eine unerbittliche Tendenz, mir ungewollt in die Quere zu kommen. Wir stoßen immer wieder aneinander, und ich hämmere ihm mehrmals dieselbe Litanei entgegen, der Horizont schon eingeflochten zwischen grauem Stein, Lorbeerfeigenbäumen und der zitronengelben Fassade des Hotels Madrid, mit all seinen geöffneten weißen Fenstern, dazu das Gurren der Turteltauben und das Klirren der Gläser. Buch-stäb-lich, trällert er mit seiner sanften Stimme, fast wie ein Vogelseufzerchen, bevor wir uns auf eine Bank setzen. Sein Vater kommt immer zu spät zu den Besuchen. Er verlässt das *Gabinete Literario* mit anmutigem Schritt und schrumpft entgegen der Logik, wenn er näher kommt, bis er fast winzig wird, mit kaum hörbarer Stimme und hündischem Gehabe, unfähig, die mitleidigen Blicke auf seine letzte heimliche Eroberung zu vermeiden, die für gewöhnlich hinter dem Cairasco-Brunnen lauert. Ich mache mir immer wieder Vorhaltungen, dass er mich damals gewarnt hat: Er glaube nicht an lebenslange Ehen und komme aus einer polygamen Familie. Ich habe kein Recht, mich zu beklagen, mache mir Vorwürfe, aber jede dieser Begegnungen bricht mir ein wenig die Mundwinkel meines Lächelns.

Lorenzo ist gerade erst vier Jahre alt geworden, aber er weiß schon Bescheid. Wenn ich ein Wort entdecke, dann lasse ich es nicht tagelang in der Sonne oder im Schatten liegen. Es bevölkert sogar meine Träume. Ich bin unfähig, zwei Sätze hintereinander auszusprechen, ohne dass es mir stolz zwischen Punkten, Kommas und unsichtbaren Klammern durchrutscht. Buchstäblich. Es ist etwas, das mir seit meiner Kindheit widerfährt, und ich weiß nicht, wie ich es von meiner Zunge oder aus den Ecken und Winkeln der Gewohnheit tilgen kann. Meine Mutter hat mir das immer vorgeworfen, als ich in Lorenzos Alter war und meine Nancy und Barbie wild aufeinander prallen ließ, während ich bei jedem Zusammenknall der blassen Plastikglieder Wörter wie „Libelle“ oder „Weichling“ oder „herumschnüffeln“ oder „eisern“ kreischte.

Die gleiche Szene wiederholte sich immer, wenn sie die Wäsche auf der Dachterrasse aufhängte: meine Mutter, wenn sie die nach Marseiller Seife duftenden Laken ausbreitete, und ich, neben ihr, die Puppen massakrierend und mein gerade ausgesprochenes Wort wie ein Mantra vor mich hin plappernd. Sie schüttelte ihren bescheidenen Schlüpfer aus und brummelte kopfschüttelnd etwas über verworfene Mädchen, während sie ihn an der Leine befestigte; eine Taube überquerte die Guiniguada-Schlucht mit Überschallgeschwindigkeit; ein „flammend“, das mir kräftiger und lauter als die übrigen Worte entfuhr, durchbrach die Stille; eine Wolkenkappe ließ sich hinter dem Viertel San Roque erahnen und das Haus der drei Gipfel schien mir - rot und geheimnisvoll - aus der Ferne neue Worte zuzuflüstern. Flicker, Eisenkraut, Dorisch, Metastasierung. Die Leidenschaft riss mich mit, ich zitterte wie ein Vulkan, der kurz vor dem Ausbruch stand, und Schreie entfuhrten mir, wie: „Wulstlippe, Riegel, moribund, flügellahm, Krachgeschrei!“

Ich hätte, buchstäblich, in Triana geboren werden sollen. „Ich sage es immer: buchstäblich“, füge ich in diesen Tagen lapidar hinzu, damit mich jeder, der es hören will, auch hören kann. Der Zusatz „buchstäblich“ wohnt meinen Lippen inne, seit ich mich vor drei Tagen in das Wort verliebt habe und es an meine Zunge geheftet habe, wie eine Blume hinter ein wohl geformtes, einladendes Ohr geklemmt wird. Ich bringe es immer nach einer gefühlvollen Pause heraus, wie jemand, der einen lang ersehnten Versöhnungsbrief öffnet. ‚Das mit San Nicolás war ein Unfall‘, präzisiere ich später. Wieder buchstäblich.

Meine Mutter bekam ihre Wehen im Schatten der weiß getünchten Wand der Wallfahrtskapelle. Es war an einem Novembermorgen, ihre Fruchtblase platzte mitten auf der Straße, und sie hockte sich mit von meinem Meer durchnässtem Rock an den Rand und hielt den Kopf, der zwischen ihren Schenkeln zum Vorschein kam, mit beiden Händen. Sie wartete vergeblich auf die Ankunft eines Krankenwagens, umringt von einem Kreis alter Damen, die als behelfsmäßige Hebammen fungierten. Diejenige, die ihr half, mich in zwei Schüben herauszuziehen, um mich in ihre Hände zu legen, hieß Mela. Ich wurde nach ihr auf den Namen Melania getauft. Meine Brüder hatten weniger Glück als ich: meine Mutter wollte traditioneller mit ihnen sein, sie benutzte den Heiligenkalender und taufte sie Egregio, Nicanor und Hermenegildo.

Ich habe Lorenzo nach der Sonne benannt, die ihre goldenen Pfeile gegen den graufarbenen Stein der Kathedrale schleudert und schillernde Funken aus den Klippen reißt. Ich dachte an Nicolás oder Martín, mit meiner Vorliebe für die alten und bis zu einem gewissen Punkt auch tragischen Gebäude in der Nähe meines Viertels. Jorge kam mir auch

in den Sinn, ich weiß immer noch nicht, warum. Lorenzo triumphierte, weil sein Vater mich zum Lachen brachte, als er es aussprach. *Loguensó* stammelte er mit halb hervorlappender Zunge und denselben riesigen Augen wie sein Sohn, die immer voller Wolken waren. Perverserweise wollte ich mich für seine ersten Treulosigkeiten mit einem bekannten Zungenbrecher rächen.

Meine Mutter hat ihn nie geliebt. Den Vater, meine ich, denn ich bin sicher, dass sie Lorenzo mit einer Leidenschaft verehrt hätte, die das Gegenteil der Bitterkeit war, die Jacques in ihr hervorrief. Aber man muss sagen, dass sie eine misstrauische, in sich verschlossene Frau war, wie viele Frauen aus dem Landesinneren der Insel, die mit einem schlichten Ich-weiß-nicht-recht auf die Welt kommen und drehen sich von klein auf nur um sich selbst. Ihre Augen leuchteten nur, wenn sie von den sommerlichen Sonnenuntergängen an den Hängen von Tejeda sprach, von den schwarzen Skeletten der Mandelbäume, von ihren Füßen im Wassertank meiner Großeltern. Ihre Familie begab sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ins Exil in der Hauptstadt: Sie ließen sich auf einer anderen Klippe, dem Fels von San Juan, nieder, mit ihrer kleinen Ziege, ihrem Hahn und einem Wald aus Gemüse, der sich über die Ränder der Dachterrasse ausbreitete. Mein Großvater eröffnete einen kleinen Krämerladen an einer Ecke der Straße, die im Zickzack über den Hügel führt. Sie kam mir immer wie eine Schlange vor, die von den Häusern eingeklemmt war, bis sie die Spitze des Hügel erreichte, wütend über all die Windungen und Knoten der zusammengepferchten Häuser, die sie einschnürten und erstickten.

Meine Mutter ist aus reiner Nostalgie in San Nicolás gelandet: Sie las „Gasse zum Bewässerungsgraben“ auf einer Karte und wollte sich dabei vorstellen, wie Esel den Hang hinaufziehen, beladen mit Futter oder Kartoffeln oder *pencas*. Sie träumte wieder von ihren Füßen im grünlichen Wasser, von den Fröschen, die Libellen necken, von den Ziegen, die zwischen den Agaven und Wolfsmilchpflanzen grasen, vom sanften Geläute der Schafsglocken dicht über dem trockenen Gras, von den Fledermäusen, die wie Marionetten an einem Himmel tanzen, der sich nach einem feurigen Sonnenuntergang langsam dunkel färbt. Als sie, frisch verheiratet, in der Calle Álamo ankam, hatten die Klippen bereits ihren landwirtschaftlichen Charakter verloren. Sie war empörte Zeugin, wie man sich der Kakteen und der sanften Schatten der Palmen langsam entledigte, während sie an Beton und Aluminium das gewannen, was sie an Aufforstung verloren hatten. Sie erkannte zu spät, dass sie auf einem falschen Feld gestrandet war, um die Flucht



anzutreten, und wandte sich verbittert ab, wandte sich wieder nach innen, drehte dem Meer immer den Rücken zu und sehnte sich nach dem Zischen der feinen Asphaltsschlange, die den Hang von San Juan hinaufkletterte.

Als Heranwachsende besuchte ich oft meine Großeltern in San Juan, überquerte Brücken und Straßenränder nach El Batán und San Roque, wo noch mehr Familienmitglieder Wurzeln schlugen, die von der Landflucht in die Stadt mitgerissen wurden. Mit der Zeit entdeckte ich die Moringas hinter dem Rektorat, die für den Verkehr gesperrten Straßen, die Fußgängerzonen, die versteckten kleinen Plätze, die von Palisander, Flamboyant-, Eukalyptus- und Bougainvillabäumen gesäumten Kurven. Unerwartete Obstgärten, blökende Ziegen, lärmende Hühner und Taubenschläge voller flatternder Geräusche wie von Buchseiten. Ich habe mich an die Gegend gewöhnt und mich noch mehr in San Nicolás niedergelassen, von wo aus ich alles sehen und erträumen konnte, auch wenn ich das Rauschen der Bewässerungsgräben nicht mehr hörte. Ich lasse mich von der kleinen Kapelle und einer weiß gekalkten und gepflasterten Vergangenheit bewachen, die für diejenigen, die sich nicht buchstäblich die Waden brechen, der Höhepunkt des Charms ist, wenn sie jeden Tag die Hügel hinauf- und hinuntersteigen, beladen mit widerspenstigen Kindern, in Eile verschlungenen Hotdogs oder mit Taschen, die von Einkäufen zu platzen drohen. Meine Mutter ist verstorben und hat mich dort zurückgelassen. Lorenzo wurde geboren und nichts änderte sich. Nur die Begleitungen seines Vaters, provisorisch wie alle, die vor und nach ihm kamen. Sie dauerte buchstäblich so lange wie die Schwangerschaft. Als ich im Krankenhaus per Kaiserschnitt entbunden habe, ist er geflohen, um sich andere Hüften zu suchen, die ihn aufnehmen. Übrig blieb Lorenzo, mit großen Augen, karamellfarbener Haut und Grübchen am ganzen Körper.

Ich gehe gerne in Triana spazieren, wenn Lorenzo bei seinem Vater ist. Alles scheint organisiert, makellos, ruhig. Das hat nichts mit der Klippe zu tun, auf der ich sitze, mit ihren engen Gassen, ihren unregelmäßigen Hängen, den Liliput-Häusern in allen möglichen Formen und Farben, die in scheinbarer Unordnung übereinander klettern, den bunten Blumenkübeln, den erschöpften alten Menschen, den streunenden Katzen. In der Nachbarschaft gibt es noch vier Drogenabhängige, die vom Leben wie von den Drogen gezeichnet sind, die schnell gehen, deren Gesichter sich wiederholen, abgemagert, gealtert, und ein jeder mit seinem Unglück und seiner Geschichte auf dem Buckel.

Wenn ich durch Triana spaziere, sehe ich diese lebendige, gealterte, leidende Menschheit nicht. Wenn ich dort hindurch gehe, stelle ich mir gerne die Zeiten vor, als eine Straßenbahn durch das Zentrum fuhr, und die Schilder,

die im Laufe der Jahre verschwunden sind. Manchmal glaube ich, den Pulsschlag des Meeres in der Nähe zu spüren, unter einem unbeweglichen Floß aus Stahl, Asphalt, Ziegeln, steinernen Tetrapoden und viel Beton, mit dem die nachfolgenden Generationen es zugedeckt haben. Wenn ich neben der Uhr des Iren einen Kaffee trinke, nippe ich langsam daran, während ich mir vorstelle, dass eine Flut von Quallen, roten Krebsen und sogar Möwen aufsteigt und die gesamte Avenida Marítima einnimmt, um all die trägen Materialien zu verschlingen, so wie es die Detritivoren mit der Fäulnis tun. Stumm und hartnäckig.

Als ich an einem dieser langen Abende mit einem Buch bewaffnet durch Triana schlenderte, sah ich zu meiner Überraschung ein Schild, auf dem ein Haus in der Calle Travieso zum Verkauf stand. Ich habe die Nummer als Notiz in mein Handy geschrieben. Ich war buchstäblich atemlos. Die Leute schienen das Signal, das vielleicht nur für mich bestimmt war und in einem dunklen Fenster in einem Holzrahmen flackerte, nicht wahrzunehmen. Ich besuchte das Haus und die einzige noch geöffnete Bankfiliale in der Nähe, konsultierte eine befreundete Gutachterin und einen sorgfältig gekämmten und lächelnden Typen in einem Immobilienbüro. Ich dachte, ich würde mich endlich von den Fesseln der Klippe lösen und meinen Horizont aus den mit bunten Häusern übersäten Hügeln verlieren, die sich nach oben und in Richtung des Inneren der Insel staffeln.

Dann fand ich ein Buch mit Werken von Oramas, den alten Katalog einer Ausstellung in Madrid. Ich fand es zufällig in einem Antiquariat neben der Kathedrale und kaufte es, weil ich wollte, dass Lorenzo, wenn wir nun in dieses perfekte Universum, dass Triana darstellte, umzögen, sich an die Klippen der Steilküste erinnerte. So wie wir sie von der Dachterrasse aus sahen, mit ihrer Anarchie der leuchtenden Farben, den langgestreckten Palmen und dem Meer an Bananenstauden zu ihren Füßen.

Irgendwo habe ich gelesen, dass Oramas die Landschaften verewigt hat, die er von seinem Zimmer im Krankenhaus San Martín aus sehen konnte, in dem ihn die Tuberkulose festhielt. Das war die Krankheit, die das Leben seiner Eltern beendete und ihn im Alter von dreiundzwanzig Jahren tötete. Die Neugierde übermannte mich und ich suchte nach einem Foto von ihm. Diese sind selten, aber ich bin auf eines gestoßen, auf der ich ihn mit seinem kantigen, klaren Gesicht, seinen starren Augen und seinem schwungvollen Haarschopf erkennen konnte. Es kam mir vor als würde ich Lorenzo in zwanzig Jahren vor mir haben. Einen Lorenzo, der im Begriff ist, „buchstäblich“ zu vokalisieren und auf einem Filzstift zu kauen.

Seitdem habe ich nicht mehr den Mut gehabt, den Umzug in die Wege zu leiten. Die Wirbel des Wandels hatten mir meine Kräfte genommen. Buchstäblich. Ich habe die Nummer des Hauses in der Travieso-Straße gelöscht, die aus dem dunklen, zerbrochenen Fenster verschwunden ist. Ich habe aufgehört, die Anrufe der Gutachterin, des Bankiers und die Blasiertheit des Immobilienmaklers zu beantworten.

Ich denke daran, dass ich vielleicht schon morgen ein neues Wort genießen werde, in dem kleinen Fenster mit Blick auf den bunten Flickenteppich unregelmäßiger Häuser in San Juan, das sich direkt vor meinem Haus den Hang hinunterzieht. Heute habe ich mich für einen kurzen Moment für das Wort „Anthologie“ interessiert, obwohl ich weiß, dass es sich dabei um eine Errungenschaft handelt, die sich nur schwer in das Alltagsgespräch einfügen lässt. Da ich keinen Platz habe, um es in der Öffentlichkeit wachsen zu lassen, müsste ich es alleine gießen und beschneiden. Mittags würde ich es hineinwerfen, wie eine exotische Wurfwanne, einen Bumerang vielleicht, in die Warteschlange am Mercadona. Abends löse ich die trockene Wäsche von den erdbraunen Leinen, beobachte die Calima, die den Horizont safranfarben tönt, und grübele sehnsuchtsvoll darüber nach. Heute habe ich mich selbst überrascht, dass ich der Narbe der Schlucht, die uns von Triana, von San Juan und vom Salto del Negro trennt, nicht den Rücken gekehrt habe: vielleicht, weil ich für einen Moment erkannt habe, dass ich keine wandelnde Narbe mehr bin, und weil ich keine Angst mehr vor diesem Asphaltstreifen habe, von dem ich jetzt weiß, dass er uns verbindet und nicht trennt. Fast schon des Nachts denke ich darüber nach, dass ich Lorenzo mein neues Wort wie einen Schatz zeigen könnte.

Jetzt rollen wir wieder den Hang der Calle Álamo hinunter, haken uns ein und stützen uns gegenseitig, und die Alameda erwartet uns mit ihren Lorbeerfeigenbäumen und seinem Vater am Ende, mit seinen heimlichen Liebschaften, die nicht mehr wehtun, und sie setzen sich mit Lorenzo auf die Bank und bieten ihm einen karamellisierten Apfel an, der noch warm ist. „Anthologie“, tuschele ich mir selbst zum Abschied zu, bevor ich mich mit meinem Buch und einer neuen Leichtigkeit meiner Schritte auf den Weg nach Santa Ana mache. Ich denke, dass „Anthologie“ vielleicht eher nicht zu mir passt. Vielleicht setze ich morgen doch auf „Euphorie“, beschließe ich.

Las Palmas de Gran Canaria

Durch die Oberstadt (Ciudad Alta) und Escaleritas





Von oben

Eduvigis Hernández Cabrera

Eduvigis Hernández Cabrera

Wurde 1961 in Treinta y Tres, Uruguay, geboren und kam im Kindesalter nach Las Palmas de Gran Canaria, wo sie seither lebt.

Sie ist der Welt der Kunst eng verbunden und hat viele kritische und kreative Texte für Ausstellungskataloge verfasst. Daneben konnte sie sich auch einen Namen als Autorin von Kurzgeschichten machen.

Ihre Erzählungen wurden in zahlreiche Anthologien aufgenommen (*Reincidencias*, *Generación xxi*, *Ínsulas encantadas*, *Rojo sobre negro*). Zu ihren Veröffentlichungen zählen auch die Bücher *Muerte natural y otros suicidios*, *Fantástica fábula*, *La lógica del rastro* und *Venerada Virginia*.

„Von oben“ erzählt eine düstere Geschichte von Lebenswegen, die abrupt abgeschnitten wurden. Die Erzählung spielt in Escaleritas, einem Viertel in der sogenannten Oberstadt (Ciudad Alta) von Las Palmas. Viertel wie Escaleritas, Las Chumberas, oder Schamann entstanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf den bis dahin nur spärlich besiedelten Hängen in der Gegend des Barranco de la Ballena. In den Sozialwohnungen, die dort erbaut wurden, lebten die Mitglieder der arbeitenden Klasse jener Zeit. Im Kontrast dazu gibt es in diesem Stadtteil aber auch Gegenden mit riesigen Wohnblöcken und Einfamilienhäusern der Mittelschicht. In einer dieser Wohngegenden, Altavista, spielt die Erzählung von Hernández Cabrera.

Aus dem Spanischen von Benjamin Schmid





Unter mir liegt die Bucht ruhig glitzernd in der Mittagssonne. Um diese Zeit scheint es, als ob alles um einen herum stillstehe. Die Geräusche sind gedämpft und die Luft ist klar. Ich kann ruhig durchatmen, oder zumindest fühlt es sich so an, die Arme auf das metallene Geländer gestützt und den Blick geheftet auf jene Weite, die sich unter mir wie ein goldbesticktes Leintuch bis zum Horizont spannt, auf den gerade ein riesiges Schiff schwankend Kurs nimmt.

Am Paseo de La Cornisa hat man oft das Gefühl, dass man sich aus der Umgebung löst und in eine andere Welt hinübertritt, wo man alleine oder in menschlicher oder tierischer Begleitung vor sich hin spaziert oder auf einer Bank Platz nimmt, um seine Gedanken zu sortieren. Man blickt von dort auf einen Teil der Stadt, der – tatsächlich oder eingebildet – einen durch und durch gepflegten und geordneten Eindruck vermittelt.

Paare, die sich hier nachts einfinden, wenn der zunehmende Mond am schwarzen Himmel steht, können gar nicht anders, als sich zu umarmen und zu küssen. Es ist wie eine natürliche Antwort auf den Ausblick, der sie hier umgibt. Sich umarmen, küssen, lieben ... Aber wo, wann, mit wem es noch einmal versuchen? Sie ist weg, wohl sehr weit weg. Aber wo genau?

Ich gehe ein paar Schritte weiter, und mein Schatten folgt mir, vorbei an einem Pflegeheim mit dem Namen eines Transatlantikliners, das seinen Bewohnern sicher jeden erdenklichen Luxus bietet, damit sie hier in Ruhe sterben

können. So stelle ich mir auch den Ort vor, wo sie jetzt lebt. Etwas Bescheideneres käme für ihren Vater sicher nicht in Frage.

Bei jeder Gelegenheit musste er ihr seine Zuneigung beweisen. Er bemühte sich, ihr all das zu schenken, was ich ihr nie bieten konnte.

Die Ironie an diesem ungleichen Wettkampf war, dass ihr meine Liebe mehr bedeutete als seine Geschenke. Am Ende blieb ihm also nichts anderes übrig, als sich mit mir abzufinden.

Ich gehe weiter und das Panorama dreht sich um ein paar Grade. Hufeisenförmig liegt der Hafen unter mir und wirkt nun niedriger, geschlossener, und trügerisch nahe. Jetzt kommt der Andere näher und sieht mich an. Er gibt sich Mühe, unauffällig zu bleiben, doch unwillkürlich richtet er seinen Blick auf mich. Ich meine sogar seinen Atem zu spüren, der durch die Anstrengung des Aufstiegs immer heftiger wird. Ich könnte nicht sagen, ob er dick oder dünn ist, groß oder klein. Ich spüre ihn mehr, als ich ihn sehe. Seit ich ihn zum ersten Mal bemerkte, weiß ich, dass er hinter mir her ist, kann ihn aber nicht beschreiben.

Das Sportzentrum López Socas mit seinen Spielfeldern und der Arena für kanarischen Ringkampf erscheint mir heute seltsam leer, wie erstarrt im Sonnenschein, als ob die Anlage schon lange außer Betrieb wäre. Orte, an denen sonst geschäftiges Treiben herrscht, wirken wohl immer gespenstisch, wenn man sie einmal ganz menschenleer antrifft.

An den Nachmittagen hörten wir immer das Geschrei der spielenden Kinder am Fußballplatz, manchmal sogar bis zum Sonnenuntergang. Es störte uns aber nicht. Ganz im Gegenteil, auf eine Art stimmte es uns sogar fröhlich, erfüllte uns mit Lebenslust.

Den Garten gießen, im Schatten der Bäume Kaffee trinken, der Katze zu fressen geben ... All diese alltäglichen Dinge erhielten ihre Bedeutung erst dadurch, dass wir sie zusammen taten, dass wir sie miteinander teilten. Sie lächelte immer, wenn sie sich über den Bauch strich. Sie lächelte eigentlich fast ständig. Wir sind nun ganz oben angekommen und mein Verfolger quert die Straße in Richtung Park. Wahrscheinlich tut er so, als ginge er zum Markt. Das wäre für einen Bewohner dieses Viertels ein ganz normaler Weg an einem Samstag wie heute.

Die Kartenspieler suche ich heute vergebens, an diesem Tag, der sich wie erlahmt anfühlt, als ob eine Schicht aus Kork jeden Schall ersticken würde. Damals sahen wir die Kartenspieler oft auf unseren Spaziergängen, alle versammelt

rund um den Tisch, wie sie sich lauthals über das Spiel und alle möglichen anderen Dinge unterhielten. Im Scherz nannten wir sie die „alten Taubenzüchter“.

Wir machten uns immer einen Spaß daraus, den Orten und Menschen neue Namen zu geben. Die Straße, die ich gerade entlanggehe, hieß für uns nicht Juan Ramón, sondern Boulevard der verlorenen Bälle – damit meinten wir nämlich die Bälle, die sich im Drahtgeflecht verfangen, das die Frontenis-Spielfelder nach oben begrenzt. „Der Frust spielt mit beim Frontenis“, witzelten wir.

Bis zur neuen Aussichtsplattform werde ich es heute nicht mehr schaffen. Ich darf nicht schon wieder vor meiner Feigheit kapitulieren, wie so oft in den letzten Monaten, und mich vor der Begegnung mit dem Haus drücken. Ich komme zum entscheidenden Wegstück und spüre, dass der Mann hinter mir alle meine Schritte genau verfolgt hat.

Sicher hat ihn der Alte geschickt, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wozu. Um mich zu überwachen, mich einzuschüchtern oder zu belästigen? Ist es das? Oder geht es um mehr ...? Wahrscheinlich will er, dass ich keine ruhige Minute mehr haben soll, um mich ständig an das Vorgefallene zu erinnern oder mich dafür zu bestrafen. Wer weiß, auf welche Ideen der so kommt. Er hat ja keine Ahnung, dass ich inzwischen ohnehin meine ganz persönliche „Dunkle Nacht“ durchlebe, um es mit Johannes vom Kreuz zu sagen. In meinem Fall aber ist es eine dunkle Nacht ohne Seele, denn falls ich jemals eine hatte, habe ich sie in dem Moment verloren, als ich auch sie verlor.

Das Haus war ein Geschenk vom Alten, was sonst. Ein Garten, zwei Stockwerke, Souterrain mit Garage und Weinkeller, im neukanarischen Stil – schön anzusehen, weiß gestrichen und mit Holz verkleidet, umringt von Mango- und Zitronenbäumen, zur Straßenecke hin umzäunt. Von der Dachterrasse sieht man das Meer. Dort oben waren wir oft, um die Sonne zu genießen. Wir mochten es, im oberen Teil der Stadt zu wohnen, in einer ruhigen Gegend mit guter Luft und viel Grün.

Früher war ich von einer Affäre zur nächsten gestolpert, aber das änderte sich in dem Moment, als ich sie kennenlernte. Ich hatte nie danach gesucht, aber plötzlich fühlte ich den Wunsch, mich niederzulassen, ein Zuhause zu finden und ganz anzukommen.

Es war ein neues, ein gutes Leben. Wir waren gemeinsam auf dem Weg zum Glück ... Ich sehnte mich nach nichts mehr als nach ihrer Berührung, ihrem Geruch.

Als ihr Vater erfuhr, dass sie schwanger war, gab er den liebenswürdigen Schwiegerpapa und bot mir eine Stelle in seiner Firma F&M an, einem großen Bau- und Immobilienunternehmen, das damit Geld macht, indem in großem Stil Grundstücke in den Vierteln Alcaravaneras, Guanarteme, und Las Canteras aufkauft. Ich übernahm dort also die Leitung der Buchhaltung. Eine einträgliche und sichere Stelle, sagte er. Meine Anstellung dort dauerte nicht einmal drei Monate. Nach dem, was vorgefallen war, war es für mich auch mit solchen Privilegien vorbei.

Es war tatsächlich das Ende für mich. Heute durchforste ich die Stellenanzeigen und wohne am unteren Ende der Avenida, in einer Zweizimmerwohnung, die ich von meinen Eltern geerbt habe. Zum ersten Mal lebe ich allein. Aus der Welt der Dichter bin ich abgestiegen in die Welt der Chronisten – und mein Weg führt unaufhaltsam weiter bergab, geradewegs ins Nichts.

Versperrt und verlassen steht das Haus vor mir. Zum Verkauf ist es zumindest nicht ausgeschrieben, und so nehme ich mir die Freiheit, stehenzubleiben und es lang und genau zu betrachten.

Ein Detektiv kann dieser Mensch keiner sein, und wenn doch, dann ein schlechter. Er kommt mir immer näher, und ich kann ihn sogar schon aus den Augenwinkeln sehen, wie er auf die Seitenwand des Hauses starrt, als ob er ganz gebannt wäre von den Schattenspielen, die die Äste der Bäume auf den Putz zeichnen.

Der Balkon im zweiten Stock gehört zu unserem Schlafzimmer. Von dort beobachteten wir in manchen Nächten die Kater, wie sie von Hausgarten zu Hausgarten streiften, um ihrem Triebleben zu frönen, und unter Lebensgefahr die Straßen überquerten. Die Kakerlaken – die Herrinnen der Dunkelheit, wie sie sie immer nannte – boten ihnen dabei oft willkommene Ablenkung und Unterhaltung auf ihren Wegen. Wir sahen still zu. Niemals habe ich den Mond größer und geheimnisvoller leuchten sehen als in jenen Nächten.

In meinem Leben vor ihr hatte ich nie viel für solche Dinge übrig gehabt, und auch jetzt bedeuten sie mir nichts.

Warum musste der Alte ausgerechnet hier sein Fest geben? Mit lauter wichtigen Leuten, versteht sich. Um zu feiern, dass er bald Großvater sein würde, angeblich. Aber in Wirklichkeit ging es sicher um irgendeinen fetten Geschäftsabschluss.

Zu Beginn strahlte sie noch, aber je später es wurde, desto mehr verdunkelte sich ihre Miene, und ich wusste nicht, warum. Als sie aufstand und zur Treppe ging, um einen ganz besonderen Wein aus dem Keller zu holen, schloss ich mich an, um ihr zu helfen. Da sagte sie es mir.



Sie warf mir vor, einer Frau unter unseren Gästen zu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Aber das stimmte nicht, sie irrte sich. Andere Frauen bedeuteten mir gar nichts mehr. Sie waren für mich nicht mehr als Silhouetten im Hintergrund. Ich wollte ihr klarmachen, dass es nicht stimmte, dass ich einfach nur ein guter Gastgeber sein wollte. Aber sie hörte nicht zu und ging weiter die Stufen hinunter. Ich fasste sie an der Schulter, damit sie stehenbleibt und mir zuhört. Mit einem Ruck riss sie sich los, verlor das Gleichgewicht und stürzte.

Wie gelähmt sah ich mit verschwommenem Blick nach unten auf ihre zusammengesunkene Gestalt, wie sie verkeilt zwischen der Garagentür und der untersten Stufe dalag. Eine Benommenheit ergriff von mir Besitz, die mich seither nie mehr losgelassen hat.

Es war ein blöder Unfall, das sagte auch sie von Anfang an, ohne Zorn oder Bitterkeit mir gegenüber. Sie hatte sich zwei Rippen gebrochen und einen Arm geprellt, doch das war das Wenigste.

Durch den Sturz verlor sie das Kind, und dann auch den Verstand. Im Krankenhaus sagte sie immer wieder: „Es war ein Mädchen,“ und „Es wäre ein Mädchen geworden.“ Das waren ihre letzten Worte. Danach kam die Stille, die Apathie und der Wahnsinn.

Sie machte nichts anderes mehr, als sich hin und her zu wiegen und sich die Arme dabei abwechselnd um den Bauch und dann um die Brust zu legen.

Zwischen uns fiel damit der Vorhang. Ihr Vater sorgte dafür, dass mir jeder Zugang zu ihr verwehrt wurde, und behandelte mich wie einen Aussätzigen.

Plötzlich tut mir etwas weh, aber ich könnte nicht sagen, wo genau. Irgendwo muss es wohl einen Muskel geben, der das Gewicht des Schmerzes und des Verlustes stemmen muss. Sie ist weg. Es ist, als ob sie aufgehört hätte, zu existieren.

Ich gehe. Es hat keinen Sinn, hier noch länger vor dem Zaun stehen zu bleiben. Ich biege auf die Straße Blandy, erdrückt von der Last der Erinnerung und der Leere meiner täglichen Verzweiflung. Trotzdem gehe ich rasch weiter, um den Schauplatz meiner angeblichen Tat so schnell wie möglich hinter mir zu lassen.

Ob billiger Detektiv oder drittklassiger Schläger, ich weiß es nicht, mein Verfolger hat mir jedenfalls hinter einem Auto aufgelauert. Es scheint, als wolle er mich ansprechen. Ich gehe weiter, ignoriere ihn und höre nicht auf seine

Stimme, die zu irgendeinem Laut ansetzt, den ich nicht verstehe. Ich bemerke den Geruch seines Parfums in der Luft, der mich überraschend an mein eigenes erinnert.

Ich will nicht mit ihm reden, ich will mit niemandem reden. Ich möchte nur weg von hier und diesen Spaziergang hinter mich bringen, zu dem ich vielleicht nie hätte aufbrechen sollen.

Ich biege nach rechts, um nicht denselben Weg wieder zurückzugehen, und quere ein paar ruhige, sonnendurchflutete Straßen mit Häusern, die aussehen, als wären sie verlassen. Aus einem von ihnen bellt mich ein Hund an, und irgendjemand schreit gellend.

Die Zecke ist mir immer noch auf den Fersen. Ich höre seine Schritte dicht hinter mir.

Ich gehe am Frauenzentrum vorbei und stolpere fast hinunter auf die Avenida, wie gestoßen von einer unsichtbaren Kraft, die mich so schnell wie möglich auf meinen eigenen, rettenden Hauseingang zuschiebt. Ich weiß nicht genau, wovor ich eigentlich davonlaufe, aber meine Stirn und mein Rücken schmerzen und ein Gewicht drückt auf meine Schultern wie eine Klaue, die mich im Nacken gepackt hält.

Er ruft mich, er ruft meinen Namen mit einer Stimme, die ich kenne.

Vor der Caritas steht wie immer eine lange Schlange. Drei Männer streiten lautstark, stoßen einander herum, werfen sich Beleidigungen an den Kopf. Einer von ihnen stolpert aus der Reihe, stößt gegen mich und stammelt eine wirre Entschuldigung.

Mein Verfolger nützt die Verwirrung und fasst mich von hinten. Voller Wut fahre ich herum und sehe ihn nun klar vor mir. Er sieht aus wie ein Bettler, zerlumpt und unrasiert. Er hat meinen Körper und mein Gesicht, nur vielleicht zehn Jahre älter. Er wirkt unendlich müde und traurig. Überrascht und erstaunt sehe ich ihn an. Er nickt leicht mit dem Kopf, als hätte er nun endlich alles verstanden.

Mit einem tiefen, heiseren Seufzer stellt er sich hinten ans Ende der Schlange. Wie versteinert bleibe ich neben ihm stehen und starre ihn an.

Der Nordosten. Von Bañaderos bis La Aldea de San Nicolás





Guayendra

Santiago Gil

Santiago Gil

Wurde 1967 in Guía de Gran Canaria geboren und arbeitet als Journalist, Dichter und Autor von Romanen und Kurzgeschichten.

2004 legte er mit *Los años baldíos* sein Romandebüt vor, und seither hat er bereits um die dreißig weitere Titel veröffentlicht. Besonders hervorzuheben sind *El parque*, *Las derrotas cotidianas*, *Yo debería estar muerto*, *Un hombre solo y sin sombra*, *La costa de los ausentes*, *Villa Melpómene* und *El gran amor de Galdós*.

Seine Arbeiten wurden mit Preisen wie dem Premio Esperanza Spínola de Poesía ausgezeichnet, und kürzlich erhielt er auch den Premio Internacional de Novela Benito Pérez Galdós für den Roman *Mediodía eterno*.

Zwischen Bañaderos und La Aldea de San Nicolás erstreckt sich eine schroffe Vulkanküste, im ewigen Kampf mit ungezähmter Meeresgischt, gesäumt von Schluchten und Anhöhen aber auch bezaubernden Städtchen und Ortschaften. In einer von ihnen spielt „Guayedra“, eine geisterhafte Liebesgeschichte.

Aus dem Spanischen von Benjamin Schmid





Die Gedichte gehören dem Ozean. Ich schreibe sie nur nieder. Zwanzig Jahre lebe ich nun schon in Puerto de las Nieves, in Agaete, in einem Haus nahe der Schlucht, mit Blick auf den Pinienwald von Tamadaba und die Steilküste von Faneque. Wohin ich auch blicke, am Horizont sehe ich immer das Blau des Atlantiks. Ich höre das Meer, wenn ich im Bett liege, und weiß oft nicht genau, ob es nun die Wellen oder doch meine Träume sind, die mir die Gedichte vorsagen.

Bevor ich hierher kam, hatte ich noch nie auch nur einen einzigen Vers geschrieben, doch seit ich auf Gran Canaria lebe, veröffentliche ich jedes Jahr einen Gedichtband. Meine Bücher verkaufen sich wie verrückt und werden in viele Sprachen übersetzt. Fast immer schreibe ich über diese Landschaft an der Nordküste der Insel, obwohl es in der Dichtung ja so gut wie nie um die gegenständlichen Themen geht, wie man weiß. Was alle an meiner Arbeit loben, ist ihre Musikalität, sind die unerwarteten Metaphern, die melancholische und morbide Stimmung, die jedoch paradoxerweise die Lust am Leben und am Lieben beschwört, und den Glauben an das Glück. Denn einzig darin finden wir einen Grund zum Weiterleben. Darin und in der Schönheit. Das Leben wäre sinnlos, wenn sich uns draußen an den Küsten und auf den Straßen nicht in jedem Anblick und in jedem Geräusch ein Anflug von Schönheit zu erkennen gäbe.

Ich schreibe auf Spanisch, aber ich komme aus Australien. Mir geht es also so wie Conrad, Nabokov und Joseph Brodsky. Ich werde noch darauf zu sprechen kommen, aber in meinem Fall gibt es einen ganz bestimmten Grund für diesen Sprachwechsel. Mir hat immer nur der Mut gefehlt, anderen davon zu erzählen. Die Geschichte, die ich hier schreibe, soll eine Beichte sein. Wahrscheinlich werde ich damit meinen Ruhm und mein Renommee als Dichter verlieren und alle werden mich für verrückt halten. Ich bin nun fünfzig geworden, und lebe seit meinem dreißigsten Lebensjahr hier an dieser Küste im Norden von Gran Canaria. Es war damals, als hätte mich ein göttlicher Ruf an diesen Ort geführt. In Australien arbeitete ich als Vertreter für eine bekannte Rioja-Weinmarke. Ich war auf Dienstreise in Madrid, als ich eines Nachts den Entschluss fasste, gemeinsam mit einer Frau wegzufliegen, die ich eben erst in einer schäbigen alten Bar in Lavapiés kennengelernt hatte. Sie studierte Pharmazie und erzählte mir, wie sehr sie die Landschaft von Agaete vermisste, die sich nun hier vor meinem Blick erstreckt, während ich diese Zeilen schreibe. Sie erzählte mir von den Felsen, dem schwarzen Sand, den Sonnenuntergängen mit Blick auf den Teide und Teneriffa in der Ferne am Horizont. Sie sagte, sie hätte in Madrid wie durch einen Zauber ständig das Geräusch der Wellen im Ohr, die sich hier an dieser Küste brechen, mit der inzwischen wohl niemand besser vertraut ist als ich. Nach dem zweiten oder dritten Wein schlug ich ihr vor, gemeinsam zum Flughafen zu fahren und den nächsten Flug nach Gran Canaria zu nehmen. Um zwölf Uhr nachts brachen wir auf, und im Morgengrauen kamen wir mit einem Wagen, den wir am Flughafen von Gran Canaria gemietet hatten, in Puerto de las Nieves an. Auch im Flugzeug hörten wir nicht auf, zu trinken und zu rauchen, und begannen, uns zu küssen wie ein Paar auf dem Weg in die Flitterwochen. Ich bemerkte es nicht sofort, doch als wir auf unserer Fahrt an einen Ort namens Bañaderos kamen, nahm eine Verwandlung ihren Lauf, die mein ganzes Leben, Denken und Fühlen verändern sollte. Ich schreibe diese Zeilen, weil ich inzwischen genau weiß, was mit mir hier geschieht, hier in diesem Landstrich von Bañaderos bis zum Kap von La Aldea, wo sich schroffe Felsen wie ein gezackter Drachenschwanz dahinziehen und ins Meer eintauchen, hinter den Stränden von Faneroque, El Risco, Las Arenas und natürlich Guayedra, wo wir uns vor Sonnenaufgang am Strand liebten, an jenem Morgen vor zwanzig Jahren. Ich habe die Insel seitdem nie wieder verlassen, nicht einmal, um meine Bücher zu präsentieren oder die vielen

Preise entgegenszunehmen. Alle sagen, ich sei so bescheiden und der literarische Ruhm bedeute mir nichts, doch in Wahrheit wage ich es einfach nicht fortzugehen, aus Furcht, dass ich danach nie wieder im Stande sein könnte, auch nur einen weiteren Vers zu schreiben.

An jenem Morgen, während sie schlafend am Meeresrand lag, schrieb ich mein erstes Gedicht in den Sand – auf Spanisch, obwohl ich nie zuvor je auch nur ein spanisches Wort geschrieben hatte. Meine Begleiterin flog am nächsten Tag wieder zurück nach Madrid, wegen einer wichtigen Prüfung. Ich sah sie nie wieder. In den Tagen darauf erkundigte ich mich bei den Einheimischen und fragte nach ihr, beschrieb ihr Aussehen und nannte ihren Namen, doch alle sahen mich nur an, als wäre ich verrückt. Niemand kannte sie. Nur eine über achtzig Jahre alte Frau sagte, sie wisse, von wem ich sprach. Sie sagte, ich solle den Namen dieser Frau nie mehr in den Mund nehmen und sie für immer vergessen. Die Frau, deren Körper ich im Morgengrauen am Strand liebkost hatte, habe sich fünfzig Jahre zuvor an eben diesem Strand das Leben genommen.

Dieses Erlebnis verstörte mich tief und stellte mein ganzes Leben auf den Kopf. Ich kündigte meine Stelle bei der Weinmarke und kehrte nie mehr nach Australien zurück. Ich mietete mich in diesem Haus hier ein. Wie ich später herausfinden sollte, war es exakt dasselbe, in dem auch die junge Deutsche gewohnt hatte, die hier den Sommer verbrachte und sich eines Morgens davonstahl, um am Strand von Guayedra in den Wellen den Tod zu suchen. Hier verbringe ich nun die Tage eines Lebens, das sich oft gar nicht mehr wie mein eigenes anfühlt. Die Alte sagte, die junge Frau sei damals achtzehn Jahre alt gewesen, als sie sich das Leben nahm. Ihre Eltern hatten sich hier in dem Paradies gewöhnt, nach dem sie auf der ganzen Welt gesucht hatten. Nach dem Tod ihrer Tochter verließen sie die Insel für immer. Die Alte erinnerte sich an das Mädchen, weil es zum Einkaufen immer in ihren kleinen Lebensmittelladen unten beim Strand gekommen war. Heute liegt dieser Strand versteckt hinter einer hässlichen Mole, die den Blick auf den Horizont verstellt. Das alles geschah nach meiner Ankunft hier – der Bau dieser Monstrosität und der Plan, daneben eine zweite, noch größere Mole zu errichten, was wir Anwohner glücklicherweise letztes Jahr verhindern konnten. Von dieser Scheußlichkeit abgesehen bietet sich uns dieser Küstenabschnitt heute noch immer genauso dar wie einst den spanischen Eroberern und den kanarischen

Ureinwohnern, die hier lebten – es ist ein magischer Ort, eine Traumwelt, die von der Seele Besitz ergreift, wenn man zum ersten Mal in sie eintaucht.

Viele Nächte lang suchte ich am Strand von Guayedra nach den Spuren jener geisterhaften Frau, die ich in Lavapiés getroffen hatte. Sie war es gewesen, die mich an diesen Ort gebracht hatte – den einzigen Ort auf der Welt, wo ich Gedichte schreiben kann. Wie der Schwimmer aus der Erzählung von John Cheever schwimme ich tagtäglich ins Meer hinaus und betrachte die Umrisse dieser Küste mit den Augen jenes Horizonts, den ich sonst aus den Fenstern meines Hauses vor mir sehe. Mit der Guagua, dem Autobus, fahre ich auch die anderen Teile dieser Küste ab, gehe dort ins Meer und schwimme hinaus, umgeben von leuchtenden Fischeschwärmen, weit weg von den Felsen der Küste, manchmal auch in Gesellschaft von Thunfischen oder Delfinen, die immer das Weite suchen, wenn ich mich ihnen nähern will.

In Bañaderos freundete ich mich mit einem Mann an, den alle Sandokan nannten, wie die Romanfigur von Salgari. Wie kein anderer war er vertraut mit dem Lauf der Gezeiten vom Leuchtturm von Sardina bis Las Canteras. Er zeichnete mir die Konturen der Wellen auf, die das Meer formt, wenn es nur scheinbar unbewegt daliegt. Er zeigte mir auch, wie man sich im Meer treiben lassen kann und in welche Richtung man schwimmen muss, wenn sich die Strömungen plötzlich ändern, ineinander fließen und dabei Strudel oder starke Wellen bilden. Viel lernte ich auch von den Fischern aus der Gegend von Roque Prieto, Männern mit von Sonne und Wind gegerbten Gesichtern, die auf den Klippen stehen und in weitem Bogen ihre übergroßen Angelruten auswerfen. Auch von den Surfern von El Agujero konnte ich viel lernen, und von den Fischern von Agaete sowieso. Sie alle eröffneten mir einen neuen Blick auf diese Küstengegend, rätselhaft und wenig beachtet, mit ihren abgeschiedenen Buchten und Gezeitentümpeln. Es gibt hier Naturbecken, wo man die Seele baumeln lassen kann, während draußen der Ozean donnernd gegen den Grenzwall aus verwittertem Fels anstürmt. Wenn dir dort der Wind ins Gesicht fährt und sich dir nach einem Bad im Meer die Haare auf dem nackten Körper in der Brise aufrichten, dann erlebst du den belebenden Geruch von Jod in der Luft, von Algen und Krustentieren, von offenem Meer.



Ich schwimme oft stundenlang im Meer und mache dabei Rast auf den vielen schwarzsandigen Stränden, die sich versteckt an den Fuß der Felsküste schmiegen. Ich verbringe auch viel Zeit damit, Formen und Figuren in den Felsen zu entdecken, die die Ebbe freilegt, oder den Spuren der Krabben zu folgen, die seit Jahrtausenden das Vulkangestein am Rand des Meeres bevölkern, während die See in rotem Leuchten daliegt, einst getönt von der Glut der Lavaströme und heute von der Glut der Abendsonne. Es gibt wohl auf der ganzen Welt nirgendwo sonst solche Sonnenuntergänge, wie ich sie hier jahrein, jahraus von meinem Fenster aus erlebe. Manchmal steige ich dafür auch auf einen der umgebenden Berge, damit mir keine Einzelheit des Farbenreigens entgeht, den der Himmel hier jeden Abend veranstaltet. Ich könnte an dieser Küste einfach nur jeden Abend den Sonnenuntergang betrachten und hätte damit ein erfülltes Leben. Doch wie ich zu Beginn dieser Geschichte erwähnt habe, bin ich Dichter und trage ein Geheimnis mit mir, das ich noch mit niemand anderem geteilt habe, weil mir dazu der Mut gefehlt hat. Und solange ich lebe, wird es auch niemand erfahren. Ich werde diese Zeilen in ein Bankschließfach sperren. Der Notar, mit dem ich mein Testament aufgesetzt habe, soll sie erst nach meinem Tod veröffentlichen. Ich bin also schon tot, wenn Sie dies hier lesen. All meinen Besitz vermache ich einer ganz besonderen Frau und den Hunden, die in der Stunde meines Todes an meiner Seite sind. Mit dem restlichen Geld sollen Stipendien eingerichtet werden, damit Dichterinnen und Dichter aus aller Welt hierher an die Nordküste von Gran Canaria kommen können. Vielleicht flüstert auch ihnen die Meeresküste all diese Gedichte zu. Ich schreibe ja die Verse nur nieder. Morgens gehe ich hinunter zum Meer und lausche, welche Gedichte mir die Wellen zutragen. Wenn ich die Werke von Dichtern lese, die vor vielen Jahren auch einmal hier waren, beschleicht mich immer das Gefühl, dass es auch sie in gewissem Sinn so gemacht haben. Zumindest ist das mein Eindruck, wenn ich Tomás Morales, Alonso Quesada oder Saulo Torón lese. Sie haben aber mit Sicherheit nicht das erlebt, was ich hier erlebt habe.

Zuerst dachte ich, mein erstes Gedicht habe mir die Leidenschaft eingeflüstert, die mich an diese Küste geführt hatte, die Liebe jener Frau, von der alle sagen, dass es sie nicht mehr gibt, und mit deren Körper ich über die Windungen der Zeit hinweg vereinigt war. Aber es war nicht sie. Die Sprache, die ich niederschreibe, die poetischen Einfälle, die Metaphern, auch die Intensität, für die meine Verse gelobt werden – all das stammt von

dem einen Mann, der hier aus der Tiefe des Meeres zu allen Dichtern spricht. Er selbst erzählte mir alles eines Morgens während der ersten Woche meines neuen Lebens hier an dieser Küste, als ich den Strand entlangwanderte und mich fragte, warum ich eigentlich meine Existenz in Australien aufgegeben hatte und woher all die Verse kamen, die ich damals in den Sand zu schreiben begann und die heute auf der ganzen Welt gelesen werden. Er erzählte mir seine Geschichte in jenem geheimen Morsealphabet, in dem das Meer zu einem spricht, wenn man genau hinhört. Er ist der Dichter – jener junge Mann, der sich eines Morgens bei Las Salinas im Meer ertränkte, während er Gedichte an die Geliebte schrieb, die ihm verwehrt worden war. Seine Eltern hatten ihm verboten, die schöne Fremde zu sehen, in die er sich so hoffnungslos verliebt hatte. Er war damals zwanzig Jahre alt. Und ich schreibe nun alle seine Verse nieder. Manchmal ist man als Autor nicht mehr als ein Medium, das die Worte der Verstorbenen zu Papier bringt. All die Jahre hat er mich so schreiben lassen, aber auch in der Literatur hat alles seinen Preis. Nun verlangt er von mir, dass ich hinaus in die Welt gehen soll, um seine Tochter zu suchen. Die Großeltern nahmen die Kleine zu sich, nachdem ihre Mutter am Strand von Guayedra Selbstmord begangen hatte, weil sie nicht weiterleben wollte ohne den Dichter, der mir nun seine Verse schenkt. Dieser Strand hatte einst dem letzten König der Insel als Zufluchtsort gedient. Die Berge und Klippen der Nordküste waren heilige Stätten für die kanarischen Ureinwohner, Kraftorte mit einer ganz besonderen Energie. Ihre Priesterinnen, die Harimaguadas, und ihr König, Tenesor Semidán, traten die Küste zwischen Agaete und La Aldea nie zur Gänze an die Eroberer ab, weil hier die Begräbnisstätten ihrer Toten lagen, die an diesem Ort ihren Weg zur anderen Seite der Zeit finden sollten. Sie erzählten sich auch von der Kraft der Erde, die den Felsen und Klippen hier innewohnt, und sicher vernahmen auch sie solche Gedichte, wie ich sie hier und heute in einer Sprache niederschreibe, die mir zuvor völlig unbekannt war.

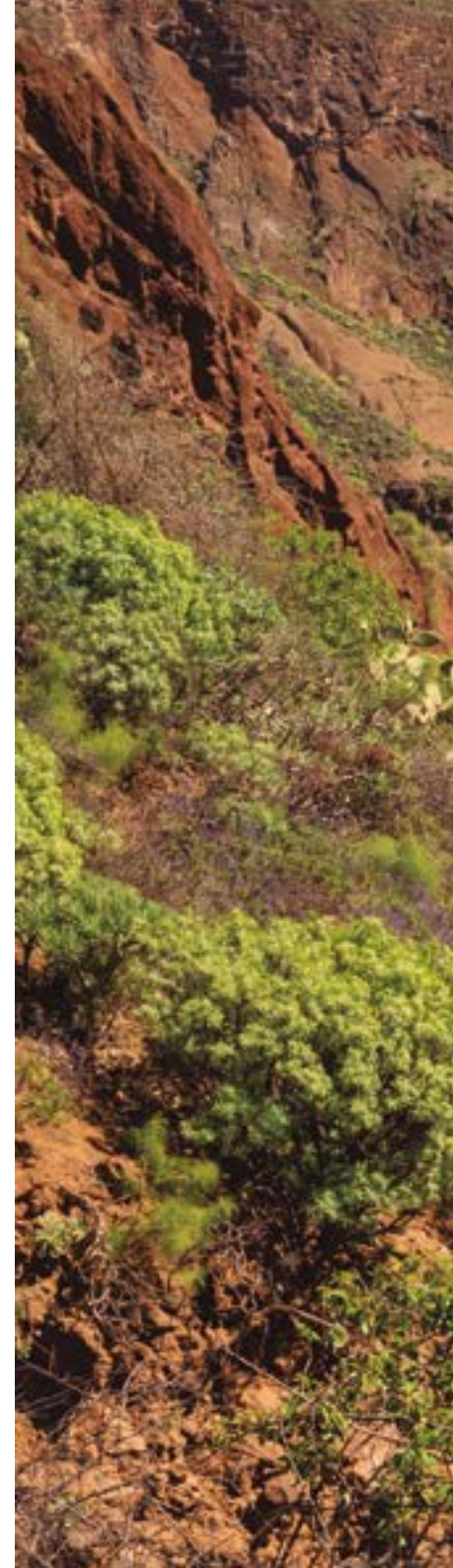
Ich musste die Insel gar nicht verlassen, um die Tochter des Dichters zu suchen. Er weiß natürlich nichts vom Internet und von Suchmaschinen. Ich durchforstete das Netz nach Spuren und Hinweisen, denn ich kannte ja die Namen der Großeltern, die hier in eben diesem Haus gewohnt hatten, wo ich nun diese Zeilen schreibe, und ich kannte auch den Namen der jungen Frau, die mir in Madrid ihre Liebe geschenkt hatte, um das Werk

ihres geliebten jungen Dichters vor der ewigen Vergessenheit am Meeresgrund zu bewahren. Genau wie der Ertrunkene dachte auch ich jeden Tag an sie. Ich habe seit damals nie wieder eine andere Frau geliebt. Fast alle meine Gedichte schreibe ich nur für sie nieder. Ich glaube, dieses Spiel ist nur deshalb möglich, weil auch ich sie so geliebt habe, wie er sie geliebt hat, weil auch ich meinen Körper mit ihrem geisterhaften Körper vereinigt habe. Sie denken wahrscheinlich, ich sei verrückt, aber alles, was ich Ihnen erzähle ist so real wie die Naturkräfte dieser verzauberten Küste, wo die Schönheit im Verborgenen liegt. Ich machte es mir zur Aufgabe, so viel wie möglich über den Dichter und sein Leben herausfinden. Er studierte im zweiten Jahr Medizin, als er starb. Sein Vater war Dorfarzt in Agaete. Am selben Tag, als sie seinen Leichnam fanden, vermutlich sogar zu exakt derselben Stunde, wurde ich am anderen Ende der Welt geboren. Ich glaube, dass er diese Welt gar nie verlassen hat und in meinem Körper weiterlebte, um eines Tages wieder an diese Küste zurückzukehren, seine ungeschriebenen Gedichte zu Papier zu bringen und das Schicksal der Tochter zu erfahren, die er mit jener Fremden gezeugt hatte, die mir viele Jahre nach ihrer beider Tod in einer Bar in Lavapiés begegnen sollte.

Nun liegt sie hier neben mir. Sie ist genauso alt wie ich und hat dieselben Augen wie ihre Mutter. Früh morgens gehen wir zum Strand von Juncal oder La Caleta, wo sie dann ihre wortlosen Lieder singt, wie eine gestrandete Meerjungfrau. Ihre ganze Kindheit verbrachte sie am Meer, auf dem Segelboot ihrer Großeltern. In eine Schule ging sie nie. Als die Großeltern in einem kleinen Hafen auf einer griechischen Insel starben, beide am selben Tag und zur selben Zeit, übergab sie ihre Körper ohne jede weitere Formalitäten dem Meer, wie sie es ihnen zuvor versprochen hatte, und tilgte damit jede Spur ihres Daseins auf dieser Welt. Die beiden wollten auf diese Weise wieder mit der Tochter vereint sein, die sie an das Meer verloren hatten. Auf einem großen Kreuzschiff, das auf dieser Insel vor Anker lag, bewarb sie sich als Sängerin und wurde angestellt. Schon zwanzig Jahre lang hatte sie keinen Fuß mehr auf festes Land gesetzt. Begleitet von einem großen Orchester sang sie jeden Abend, und die verliebten Passagiere tanzten zu ihren Liedtexten, die ihr im Moment in den Sinn kamen, und auch zu den ganzen anderen Liedern, die Liebende im Morgengrauen träumen lassen, sie könnten für alle Ewigkeit zu zweit über die Meere reisen.

Als das Coronavirus kam, war es aus mit den Kreuzfahrten. Ihr Schiff ging in der südlichen Reede des Hafens von Las Palmas vor Anker, zwischen Ölplattformen, die mit ihrer nächtlichen Beleuchtung aussahen wie Häuser, die auf geträumten Inseln ankern. Sie hatte sich immer schon gefragt, was es wohl mit ihrem Namen auf sich hatte, aber die Großeltern hatten ihr nie die wahre Geschichte ihrer Mutter erzählt. Sie erfuhr alles erst von mir. Ich erkannte sie, als sie eines Tages nackt den Strand entlang ging. Jemand hatte ihr erzählt, dass ihr Name auch der Name eines Strandes ist, umsäumt von Felshängen und überragt von einem mächtigen Kliff, wie ein steinerner Gott, der sich über die Tiefen seines Reiches beugt. Guayedra singt, während ich Gedichte niederschreibe, die mir ihr Vater aus dem Klang der Wellen diktiert, die sich an den Felsen der Küste brechen. In meinen Gedichten erkennt Guayedra fast alle der improvisierten Texte wieder, die ihr immer in den Kopf gekommen waren, wenn sie am Kreuzfahrtschiff auf der Bühne stand und mit geschlossenen Augen sang.

Das südliche Hochland Zwischen Agüimes and Ingenio





Der sagenumwobene Guayadeque

Pepa Aurora

Pepa Aurora

Geboren 1946 in Agüimes, arbeitete als Lehrerin und hat sich auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur erfolgreich betätigt. Sie trat auf als Vorleserin, Erzählerin und Dichterin.

Folgende ihrer Veröffentlichungen sind hervorzuheben: *Millo tierno*, *Papa Teide*, *Cuentos de misterio, brujas y miedos en un pais sin luz*, *La isla de las Ardillas* und *Los coquitos de mi Ingenio*.

Ebenso hat sie Essays veröffentlicht: *El lenguaje creativo en la escuela: experiencia de una maestra* und *Literatura infantil y juvenil en Gran Canaria*, wie auch *Apuntes para la historia*. Sie erhielt für ihr Werk Auszeichnungen wie Alhóndinga, Chamán oder Garzón Céspedes. Die Inselverwaltung, das Cabildo von Gran Canaria, verlieh ihr 2020 den Preis Can de Plata de las Artes für ihr Gesamtwerk.

„El Guayadeque legendario“ bringt dem Leser nicht nur die Landschaft, sondern auch die Geschichte des Barranco von Guayadeque im Südosten von Gran Canaria näher und der dort angesiedelten Orte Agüimes und Ingenio, einer Gegend von besonderer Schönheit, die trotz materieller Schwierigkeiten einen Aufschwung erlebte.

Aus dem Spanischen von Ursula Varchnim





Mit „Guayadeque“ beziehen sich die Bewohner der Gegend auf die Schlucht „El Barranco“ mit ihrem identitätsgebenden Charakter, und bezeichnen die Anwohner der Schlucht als „Barranqueros“. Der Barranco ist ein friedlicher Strom, der dem Wasser Ruhe gebietet und das Rauschen des Meeres in den Tiefen seiner Höhlen verstummen lässt, damit die Gezeiten den Frieden der Gräber nicht stören.

Der Guayadeque ist ein außergewöhnlicher Fluss, der Jahrhunderte lang im Südosten von Gran Canaria Leben ermöglicht hat und still mit seinen kleinen Zuflüssen und Galerien dahinfließt. Der Barranco gilt als Schmelztiegel der Völker und treuer Zeuge von Menschengenerationen in kuriosen Höhlenwohnungen, die aus verwinkelter Perspektive auf die steinernen Felswänden hinunterblicken und zum Wandern auf feuchten Pfaden der Nostalgie einladen. Das Flussbett ist voller Farben ewigen Frühlings, überschneit von den weißblühenden Natternköpfen, Mandelblüten und Margeriten, vermischt mit dem Karminrot des Mohns und der rotstieligen Marcetella.

Zwischen den Balosträuchern und den immergrünen zarten Wolfsmilchgewächsen, kündigt sich im Barranco der Sommer an. Um Mittag steht die Luft still, das Meer regt sich kaum, wir ahnen, dass auch das nach Blumen duftende Flussbett in Schlaf versinkt, während an den Hängen die Schatten tanzen und jeder Laut unter dem blauen Himmel verstummt. Belaubte Palmen ziehen sich dicht gedrängt an den Höhlen entlang in die Höhe.

Viele noch immer unerforschte Geschichten schlummern in diesen Höhlen. Wir wissen immer noch wenig von jenen ersten Bewohnern, die uns im 2. Jahrhundert diffuse Spuren hinterlassen haben und nach und nach die fruchtbaren Böden besiedelten. Heute sind es legendäre Gestalten, die unsere Phantasie beflügeln. Die ersten historischen Hinweise finden sich 1414, als der junge Ureinwohnerkönig, der Guanarteme von Tamarant, Artemi Semidán, von großen Segelschiffen hörte, die im Südosten am Strand von Agüimes, in der Absicht die Insel zu erobern, anzulegen versuchten.

„Lasst uns alle wieder zusammenkommen! Gemeinsam sind wir stark!“, ertönte sein Ruf, und fünftausend Kanarier kamen von den Bergen herunter, um sich am Rande des Barranco zu versammeln.

Artemi, der Anführer seiner Krieger, besiegte zum zweiten Mal die Truppen von Jean de Bethencourt. Aber er wurde schwer verletzt und starb Tage später. Wie viele Wehklagen hallten von den Hängen der Schlucht wider!

Laut dem Volksmund balsamierte Atindamana, die Königinmutter, in Begleitung anderer Frauen, die Körper ihrer Söhne ein und bettete sie in eine Grabhöhle. Dann verschlossen sie den Eingang, denn die Krieger sollten im Barranco ewige Ruhe finden.

Nach dieser gewonnenen Schlacht folgte eine Zeit von Überfällen, Kämpfen, besiegtter Tapferkeit und zwangsläufiger Vermischung der Völker. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts, nach Beendigung der Eroberung, erscheint der Südosten der Insel wieder in der Geschichte. Die spanischen Könige Isabella und Ferdinand erklärten die Siedlungen im Südosten zu ihrem Hoheitsgebiet, das sich von der Festung von Gando bei Telde bis nach Balos in Tirajana erstreckte, zuzüglich der verlassenen Gebiete an der Küste, die dem Ackerbau und der Viehzucht dienten. Der Bischofssitz von Agüimes wurde gegründet und dem Ordensbruder Fray Miguel López de la Serna übertragen, dem Bischof von Gran Canaria und Rubicón.

Die Nutzung der Wasserressourcen sorgte in Guayadeque, im südöstlichen Teil der Insel, lange Zeit für Zündstoff und wurde zum Gegenstand von Disputen, Zwietracht, Selbstsuchtdenken und gerichtlichen Auseinandersetzungen. Der Barranco birgt keine verborgenen Schätze, nur das Schweigen der Geschichte in seinen Felswänden.

Am Rande der Geschichte geht das Leben an seinen Ufern weiter, gibt es Lichtblicke und Hoffnungen. So auch 1666, als in Ingenio, nahe Agüimes, in einer Familie von Nachfahren der Konquistadoren und Geistlichen, ein Kind namens Antonio geboren wurde.

Seine Familie nannte es zärtlich Antón und dank seiner Erziehung war er ein fröhlicher Mensch, der die Arbeit nicht scheute. Er erfuhr sehr bald die Grausamkeit der Gesetze, und verlor seinen besten Freund, der gezwungen war, aufgrund des sogenannten Bluttributs, in die Neue Welt auszuwandern. Und seitdem war er nur noch von einer Idee besessen:

„Ich will in die Neue Welt ziehen!“, wiederholte er immer und immer wieder, und niemand konnte ihn davon abbringen.

„Du bist vom Glück begünstigt“, sagte seine Großmutter. „Du kannst wählen, ob du Priester oder Soldat werden willst. Und für deine Pläne ist es das Beste, du wirst Missionar.“

Und das tat er auch. Von diesem Moment an besuchte er das Dominikaner-Kloster von Agüimes, um die Kenntnisse zu erwerben, die für einen Geistlichen erforderlich sind, aber er vernachlässigte trotzdem nicht seine sportliche Begeisterung für den kanarischen Stockschlag-Kampfsport „Garrote“ sowie für das kanarische Ringen. Nachdem er die Ausbildung in Agüimes abgeschlossen hatte, besuchte er das Seminar des Dominikanerordens auf der Insel Madeira. Dann kehrte er in seine Heimat zurück, um mit den Seinen in Agüimes die erste Messe zu feiern.

Auf der Rückreise nach Gran Canaria wurde das Schiff von Berberpiraten angegriffen und die Passagiere wurden als Sklaven auf dem Markt in Mequínez verkauft.

Acht Jahre verbrachte Bruder Antón als Sklave in Afrika. Aber durch sein geschicktes Verhandeln und seine Ausbildung wurde er zu einem von seinen Sklavenhaltern geschätzten Garrote-Kämpfer. Späterhin beteiligten diese ihn an den Gewinnen der Wetteinsätze, wodurch er genug Geld verdiente, um sich freizukaufen.

Nach zehn Jahren kehrte er in seinen Heimatort zurück und konnte endlich in Agüimes im Kreis von Angehörigen und Freunden die Messe feiern.

„Ich möchte nach wie vor und so bald wie möglich in die Neue Welt aufbrechen!“

Mit dieser Bitte wandte er sich an die Ordensleitung, die jedoch sein Begehren ablehnte.

Erfügte hinzu, er wolle in der Neuen Welt Almosen sammeln, um Familienangehörige aus maurischer Gefangenschaft in Algier freizukaufen. Hierfür tauschte er sein Gewand gegen das des Mecedarierordens aus.

Und weil sie ihn nicht von seinem Vorhaben abbringen konnten, gaben sie ihm die Erlaubnis, und er konnte ins neue spanische Kolonialreich ziehen. Seine Reise über Panama, Guatemala und Mexico war lang und beschwerlich.

Als er die Stadt der Atzteken erreichte, begann er Almosen zu sammeln und häufte auf diese Weise ein so ansehnliches Vermögen an, das es ihn selbst fast ängstigte. Er beschloss in seine Heimat zurückzukehren und sein Vermögen mit den Seinen zu teilen. Aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt, denn er starb bald darauf am 29. Mai 1713 an Fieber in Sinagua, im Distrikt Guacana in Mexiko.

In einem langen Prozess forderte seine Familie das Erbe ein: Ein Drittel seines angehäuften Reichtums gelangte schließlich an seinen Heimatort. Das Eintreffen des in der Neuen Welt erworbenen Erbes rief eine große Unruhe hervor und ließ Jahre später im Südosten der Insel den unstillbaren Wunsch auszuwandern entstehen.

Ein anderer Hoffnungsschimmer keimte 1718 auf, als die Bewohner von Agüimes sich weigerten, der Zwangsversteigerung ihrer Ländereien an der Küste zuzustimmen, die sie urbar gemacht und bearbeitet hatten und das Landgericht das Besitzrecht dem Offizier Amoreto übertrug, der bereits Ländereien von Aldea Blanca bis Arguineguín besaß. Die Betroffenen lehnten sich dagegen auf und verteidigten ihr Land, und Guayadeque erlebte aufs Neue den Widerhall der Kämpfe zwischen Politikern und Bauern.

Der Aufstand von Agüimes stellte ein Meilenstein für die Verteidigung der Besitzrechte der Anwohner dar. Der Prozess dauerte lange und gipfelte in einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem Volk und den Truppen der Befehlshaber von Telde, Las Palmas und La Laguna. Schließlich wurden am 13. April 1733 die Gefangenen befreit, und das Land gelangte wieder in den Besitz der Bewohner.

1823 lehnten sich die Bewohner des Südostens erneut kämpferisch gegen die ungerechten Steuern und Verstöße gegen die im Gebiet von Telde bestehende Verfassung auf. Die Bewohner der Ortschaften Ingenio, Carrizal und Agüimes zu beiden Seiten von Guayadeque erlitten erneut schweres Unrecht, das mit einer Todesstrafe und zahlreichen Gefängnisstrafen endete.

Danach kehrte auf beiden Seiten allmählich etwas Ruhe ein. Es folgten Zeiten, die von Epidemien, Gelbfieber, Cholera, Dürren und Elend geprägt waren, aber der Wunsch nach Unabhängigkeit der Gemeinden dies- und jenseits von Guayadeque äußerte sich stärker denn je.

Erneut wurde Guayadeque zum Schauplatz von Rechtsstreitigkeiten um die Verteilung von Ländereien sowie kleinen Stammeskämpfen um Machtansprüche. Der Barranco galt nun als Trennlinie und Grenzmarke zwischen den beiden Gemeinden. Auf einer Seite lagen die Ortschaften Ingenio und Carrizal, die das Recht auf Wasser und Land



innehatten, und auf der anderen Seite Agüimes, stolz auf seinen früheren Herrschaftsanspruch, den der Ort weiterhin vertritt, und auf seine Weiler und kleinen Dörfer in Küstennähe.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert konnte sich Ingenio als freie und unabhängige Gemeinde konsolidieren, während Agüimes weiterhin als schöner altherwürdiger Bischofssitz galt. Niemals verzichteten beide Ortschaften auf ihren Wunsch, gemeinsam solidarisch zu leben, und, sobald die Umstände es erlaubten, bildeten sie einen Gemeindeverband unter Einbeziehung der Gebiete an der Küste, die sie urbar machten und bearbeiteten, sowie der Gemeinde Santa Lucia de Tirajana.

Die beiden Städtchen im Südosten der Insel bestehen weiterhin auf ihrer Unabhängigkeit und ihrem Stolz, wobei sich ihre gemeinsamen Wurzeln in der legendären Schlucht von Guayadeque vereinen

Die Besucher des Barranco kennen seine Geschichte nicht. Wenn sie durch das Höhlenmuseum gehen, erfahren sie Daten und Fakten aus der Zeit vor der Eroberung der Insel durch die spanische Krone.

Nach einem entspannten Essen im Restaurant in der Ruhe der Höhle ziehen sie zufrieden weiter. Manchmal jedoch wird diese Stille von Fragen an den Restaurantbesitzer unterbrochen:

„Don Bartolo! Was bedeutet das? Sehen sie auch das eingemeißelte Gesicht auf der gegenüberliegenden Felswand?“

„Gut beobachtet. Es gibt viele davon, sie erinnern an die Tibicenas, die dämonenhaften Wesen, die noch hier unten leben. Man sagt, dass der letzte Riese, der in Temisa lebte, die Skulpturen geschaffen hat und, dass er hier in der Nähe gestorben ist. Also, Señora, Sie halten das vielleicht für Ammenmärchen, aber wenn man die Geschichte so oft gehört hat, hält man sie schließlich für wahr.“

„Aber nein! Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, wo mir doch mein Großvater ähnliche Geschichten erzählt hat? Bitte, erzählen Sie doch weiter!“

„Also: Sehen Sie oben auf der Felswand etwas, das wie ein Rabe hin und her huscht? Es ist die alte Ana Jesús mit ihrem schwarzen Kopftuch. Sie sammelt Kräuter, die seit undenkbaren Zeiten in der Schlucht wachsen. Sie gehört zu den wenigen Heilerinnen, die uns erhalten geblieben sind. Sie hat für alles ein Heilmittel. Manchmal braucht sie Stunden, um hierher zu gelangen. Aber ich warte immer auf sie, manchmal möchte ich nur ein bisschen klagen und ein Trostwort erhalten. Gestern sagte ich zu ihr: ‘Diese verflixte Pandemie, Anita!’, und sie verschrieb mir ein paar

Kräuter, die mir sehr gut taten. Und sie empfahl mir ans Meer zu gehen und die Meeresluft einzuatmen. Sie kühlt den Kopf und man schläft dann auch besser.“

„Wie viele Kilometer ist das Meer von hier entfernt, Don Bartolo? Wissen Sie das?“

„Mindestens zwanzig; aber sie bezieht sich nicht auf das Meer an der Küste, sondern auf das, was man in der Höhle Los Suspiros hört und erahnen kann. Die befindet sich hier ganz in der Nähe, obwohl man im Moment nicht hineingehen kann, weil sie voller Wasser ist.

„Und man kann das Meer wirklich aus so großer Entfernung hören?“

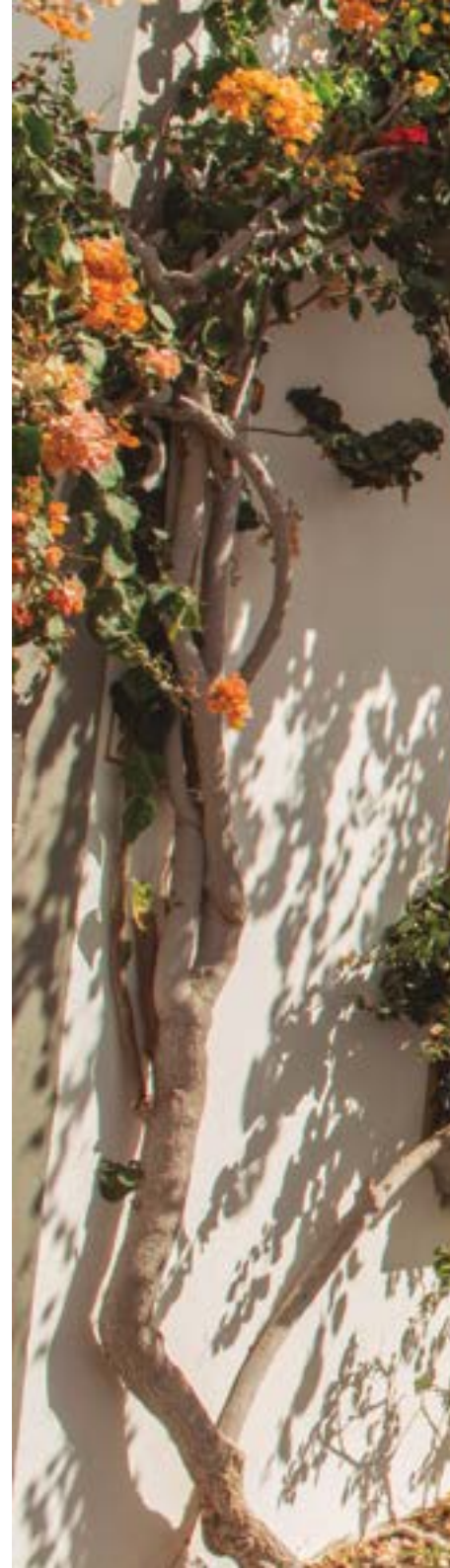
„Ob man es hört? Na klar! Und man hört den Luftzug der Wellen, die sich aufbauen und brechen und sogar das Klackern der Kiesel auf dem Grund, wenn sich das Wasser zurückzieht.

„Wie interessant! Wie poetisch! Alles war perfekt, mein Herr. Das Essen, der Ort und die Unterhaltung. Sehr liebenswürdig von Ihnen. Und sagen Sie, dieses Restaurant liegt es nun in Ingenio oder in Agüimes?“

„Ach Señora! Es befindet sich im Barranco. Wir alle, die wir hier arbeiten, wir fühlen uns vor allem als Barranqueros.“

Der Süden

Vom Städtchen Mogán bis zum Strand





Kaine ohne e

Alicia Llarena

Alicia Llarena

Geboren 1964 in Mogán, ist promovierte Hispanistin an der Universität von Las Palmas de Gran Canaria (ULPGC) wo sie seit 2013 als Professorin arbeitet. Sie tat sich als Forscherin und Literaturkritikerin besonders mit ihren Untersuchungen zur kubanischen Lyrik der achtziger Jahre, zum magischen Realismus und zu den Figuren von Autorinnen wie Pino Betancor und Mercedes Pinto hervor. Ihre Biografie *Yo soy la novela* über die letztere wurde mit dem Premio Especial de Investigación Canarias-América [Kanaren-Amerika-Sonderforschungspreis] ausgezeichnet.

Sie verzweigte seit Anfang der neunziger Jahre ihr literarisches Schaffen in die Genres Poesie und Kurzgeschichte. Als Lyrikerin hat sie *Vuelo libre*, *Fauna para el olvido*, *El arte de las flores secas* und *El amor ciego* publiziert. Obwohl ihr erzählerisches Werk nicht so umfangreich ist, war sie an mehreren Anthologien beteiligt und ist Autorin von *Impresiones de un arquero*, einem vielbeachteten Anfang der neunziger Jahre erschienenen Erzählband.

In „Kaine ohne e“ erzählt sie eine Liebesgeschichte von Millenials, in der es um Loyalität und Verrat geht zwischen frivolen TV-Sendungen und den Touristenzentren im Süden Gran Canarias. Als Inbegriff des Sonnen- und Strandtourismus hat der Süden Gran Canarias sehr viel mehr zu bieten als All-Inclusive-Hotels und Einkaufszentren. Llarena, die ihre Heimat gut kennt, spart in ihrer Erzählung nicht mit Hinweisen für all jene, die weiter reisen wollen, als mit ihrem Reiseveranstalter vereinbart.

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller





Alles lief gut bis Dienstag. Kain lernte ich Bei *First Dates* kennen, einer Sendung für Singles auf dem Vierten, mit der ich mir an Nachmittagen voller Aufschieberitis und Trägheit die Zeit vertrieb und laut darüber lachte, wie viele Freaks es auf dieser Welt gibt, und dass doch, wie meine Großmutter sagte, jeder Topf sein Deckelchen findet. Bis ich begann diese Sendung zu schauen, war ich der Meinung, weitgehend über die menschliche Spezies Bescheid zu wissen, aber da hatte ich mich getäuscht, denn die Galerie all der hier vertretenen bunten Persönlichkeiten hätte ich mir nicht ausmalen können und erst recht nicht deren unterschiedlichste Liebesinteressen, darunter einige so altmodisch und verstaubt wie verlorene Truhen, solche, die man längst für ausgestorben und für verschwunden hielt, ein für alle Mal mit der letzten Dose Pomade; andere schrullig, witzig, futuristisch, unterwürfig, jung, schamlos, machoartig, naiv, vom rechten Weg abgekommen, zärtlich, in den besten Jahren, feminin, hart, besserwisserisch, transgender, schüchtern, frech oder unerfahren, und sie alle von der Casting-Regie so perfekt gemischt und vom Cutter so wohlwollend dargestellt.

Ich wettete mit meiner Freundin Maca, dass das nicht der Wirklichkeit entsprach, aber sie sagte: Doch, doch, die Leute schreiben an den Sender, und was du siehst, ist echt. Also habe ich nicht lange gefackelt und eine Whatsapp hingeschickt, um mich auf der Homepage anzumelden, dazu brauchte ich bloß ein paar Fragen zu beantworten. Schon nach drei Monaten musste ich Maca zum Abendessen einladen und ich bestieg ein Flugzeug, um mit einem

britischen Mann in der Sendung zu sitzen, der seit einem Jahr in Móstoles lebte und sich in eine spanische Frau verlieben wollte. Ein vollgültiges Blind Date, das ich als Gag und wegen des Gratistickets auf das Festland und der zwei Hotelübernachtungen akzeptierte.

Kain wollte seiner Familie entfliehen und Spanisch lernen, woraufhin er dienstags bis sonntags in einem Lokal Getränke servierte und sich die Wohnung mit einem Nordafrikaner, einem Koreaner und einem jungen Stierkampflehrling teilte, der gerade aus Ecuador eingetroffen war. Das ging solange gut, bis er anfang, sich einsam und immer einsamer zu fühlen, und eines montags, als er hundemüde war, verbrachte er den ganzen Nachmittag auf dem Sofa und schaltete genau zu dem Zeitpunkt das Vierte ein, als ich mit Maca um ein Abendessen im besten japanischen Restaurant der Stadt wettete, suchte in Google die Seite für die Anmeldung und wurde drei Monate später mit mir zu *First Dates* eingeladen. Der Typ gefiel mir nicht schlecht, er hatte gute Manieren und sprach ein so lustiges spanisches Kauderwelsch, dass die Kamera nicht von uns abschwenkte, ich machte mich interessant, spielte das Spiel mit, lachte über seine Witze wie er über meine, denn ich erzählte, dass ich Kanarierin sei und er hatte schon immer die Inseln kennenlernen wollen, als sie uns dann fragten, ob wir ein zweites Date vereinbaren würden, stimmten wir zu und trafen uns zum Plaudern und näheren Kennenlernen an der Puerta del Sol.

Wie kann man nur Kain heißen und so toll sein? Diese Frage, das weiß ich noch, stellte ich ihm an jenem Abend am häufigsten, ich, die ich fast nie trinke, trug etwas zu dick auf, trank Bier und Wein und hätte das Ganze um ein Haar vermässelt, aber er sagte, dass er Kaine hiesse, Kain mit „e“ am Ende und brachte mir bei, wie man es richtig ausspricht, bis ich schließlich den Dreh raus hatte und genauso, wie es klingen muss, sagte: Ich mag dich, Kaine. ich mag dich sehr. Und, sagte ich zu ihm, du solltest wissen, dass ich nur zum *First Dates* gegangen bin, um mich ein bisschen zu unterhalten und weil ich mit einer Freundin eine Wette abgeschlossen habe, ich hatte nicht die Absicht, einen Partner zu finden. Worauf Kaine mir den Mund mit seinem verschloss und mir einen dicken Kuss gab, und am nächsten Morgen, als er noch schlief und ich mich fragte, wie ich darein geraten und einfach so ins Bett eines Fremden gestiegen war, schickte ich Maca eine Whatsapp und schrieb ihr, sie solle sich bitte nicht über mich lustig machen, ich wüsste schon, dass es unglaublich sei, aber der Typ von *First Dates* habe sich als ein superhübscher Engländer herausgestellt, Kain mit Namen, was aber Keyn ausgesprochen werde, dass ich mich verliebt hätte und wir Wein trinken gegangen waren und ich jetzt im Hotel bin und er gleich aufwacht und ich nicht weiß, ob ich noch ein

paar Tage in Madrid bleiben oder ihn auf die Insel mitnehmen soll. Was würdest du an meiner Stelle tun, Maca? Was würdest du machen? Und sie, die mich besser kennt, als wenn sie mich geboren hätte, und so souverän ist, wie ich es gerne wäre, antwortete mir seelenruhig, ich solle nicht vergessen, ihr eine Flasche von dem Wein mitzubringen, der Frösche in Prinzen verwandelt, außerdem riet sie mir, noch eine Runde zu schlafen, weil es ziemlich früh sei, da solle ich sie nicht nerven, schließlich wäre es auf den Kanaren noch eine Stunde früher.

In den nächsten zwei Wochen zog ich durch sämtliche Bars und Restaurants im Süden Gran Canarias, von Arguineguín bis Veneguera, auf der Suche nach einem Job für Kaine. Er erzählte mir am Telefon, dass es ihm egal sei, ob er dort oder hier Getränke serviere und dass es dasselbe wäre, ob er auf dem Festland oder auf der Insel Spanisch lernte, und dass er es eigentlich lieber in Las Palmas lernen würde, weil das dortige Spanisch dem ähnlicher wäre, das er mit dem Stierkampflehring aus Ecuador sprach, und dass der ihm gesagt hätte, er würde sich mit unserem Akzent mit den Lateinamerikanern, die schließlich weltweit die spanischsprechende Mehrheit bildeten, besser verständigen können. Die Sprachdiskussion war mir egal, ich wollte einfach nur mit Kaine zusammen sein und seine Bereitschaft nutzen, auf die Insel zu kommen, ich wollte, dass er tatsächlich auf unserem Boden landete, in irgendeiner Bar andockte, wo er Drinks servieren und ein Gehalt und ein paar gute Trinkgelder verdienen könnte, um sich über Wasser zu halten, bis ich meinen Abschluss hatte. Der Ärger, den ich mir dadurch mit meinen Eltern einhandelte, und das Gesicht von Maca, die nicht aus dem Staunen herauskam, mich aber Tag für Tag in Bars, Kneipen, Hotels, Diskotheken, Cafés und Restaurants begleitete, wurde an dem Tag belohnt, als Kaine am Flughafen ankam und ein paar Stunden später seine Arbeit im Einkaufszentrum von Puerto Rico aufnahm. Um es kurz zu machen, letzten Endes tat mir der Cousin vom Cousin eines Cousins den Gefallen und stellte ihn fürs Servieren von Getränken in der Shamrock Bar an, wo die Touristen jeden Abend Live-Musik hörten, während sie bis zum Umfallen Bier und Cocktails tranken. Kaine war fasziniert und fand, es sei genau wie zu Hause, umgeben von Guinness trinkenden Briten, die sich von der Hitze abkühlen. Maca brachte uns in ihrem Haus unter, bis wir weiterzogen, denn Wochen später vermietete uns derselbe Cousin vom Cousin eines Cousins ein winziges Studio in der Ortschaft Mogán, und da wurde es erst richtig gut.

In unserer Freizeit schafften Kaine und ich es, wenn auch knapp bei Kasse, uns zu amüsieren, während wir in Sachen Intimität und Abenteuer Fortschritte machten. Am Anfang musste ich ihm den Unterschied zwischen Las Palmas und Gran Canaria beibringen, dass das eine die Hauptstadt und das andere die Insel ist, Kaine, ja, es heißt

Las Palmas de Gran Canaria, aber das ist nur die Stadt. Und den Unterschied zwischen Mogán pueblo und Mogán playa: Ja, Kaine, das ist zwar derselbe Ort, aber wir unterscheiden zwischen denen, die hier oben leben, und denen, die an der Küste leben. Und die Aussprache von Arguineguín, nein, Kaine, es heißt nicht Argüinegüín, siehst du nicht, dass da keine Umlaute sind. Genau in dem Moment, als ich mich kaputtlachte, während ich ihm diese grundlegenden Überlebenskoordinaten erklärte, erhielt ich einen Anruf von *First Dates*, die wissen wollten, wie es uns ging, ob wir noch zusammen seien und ihnen erlauben würden, unser erfolgreiches Blind Date auf ihrer Website zu veröffentlichen.

Das Seltsame ist, dass Kaine nicht der einzige Ausländer auf der Insel war. Auch ich fühlte mich wie eine Fremde und lernte mit ihm, meine Heimat auf andere Art zu durchstreifen und zu betrachten. Während er in der Shamrock Bar seine Schichten machte, schlenderte ich durch das Einkaufszentrum und verspürte eine gewisse Nostalgie für das, was es vor Jahrzehnten gewesen war: ein quicklebendiges Zentrum mit erstklassigen Freizeitmöglichkeiten, wo die Jugend des Südens mit Europa auf Du und Du verkehrte. Heute dagegen benötigt es eine Runderneuerung, denn der Verfall ist genauso sichtbar, wie der fast heroische Widerstand einiger Läden dagegen, die ihm aufs Bemerkenswerteste standhalten. Der Kontrast zwischen der Shamrock Bar und dem Restaurant Mamá Pino zaubert mir bisweilen ein Lächeln ins Gesicht und bringt mich auf die Idee einer künftigen Forschungsarbeit, nämlich über die kuriose Koexistenz von Kosmopolitischem und Lokalem, von Steak House und Dorfessen, von English Breakfast und Pinito Bar. Anscheinend soll ein neues Einkaufszentrum neben diesem errichtet werden und das soll Mogan Mall heißen, was moderner klingt und nach amerikanischem Glamour, sich aber auch anfühlt, als wollte man die Erinnerungen meiner Generation in den neuen Grundmauern begraben oder einfach sterben lassen, so wie man auch La Bolera sterben ließ, wo wir all die viele Nächte lang so glücklich und so modern waren.

Wenn Kaine seine zwei freien Tage in der Woche hat, wird die Insel zur Party. Er liebt es, hinauszufahren und alles kennenzulernen, dann sind seine Augen durchtränkt von Exotik und er findet alles toll. Ich springe auf den Zug seiner Emotionen auf und komme mir vor, als würde ich in meine Kindheit zurückkehren und ein verlorenes Land wiederentdecken; was er nicht verstehen kann, ist, dass der Süden, wenn wir in Las Palmas wohnen, wie eine andere Galaxie ist, die man im Sommer besucht und dass Las Palmas, wenn wir im Süden wohnen, die Stadt ist, wo man Weihnachtsgeschenke kauft und Behördengänge erledigt. Irgendwann wirst du das schon begreifen, sage ich zu ihm. Ehe wir anfangen, die Insel zu bereisen, waren wir nur in Vecindario, wo Maca wohnt, seit sie sich von ihrem



Kubaner getrennt hat, und zwei- oder dreimal in der Hauptstadt, um meine Eltern zu besuchen, bis ich es leid war, mir von ihnen die Ohren langziehen zu lassen, weil ich mein Jurastudium abgebrochen und angefangen hatte, *online* Anthropologie zu studieren, damit ich mit Kaine von Club zu Club ziehen konnte. Und ich bereue nichts, weder das eine noch das andere, im Gegenteil, das Herz der Insel öffnete sich mir wie eine reife Frucht und lädt mich ein, mich aus der Perspektive dieser neuen Disziplin in ihre Eigenheiten zu vertiefen. Es gibt so viel zu erforschen, dass mir nichts mehr langweilig vorkommt; ich sehe in allem eine Gelegenheit und eine ungeahnte Quelle des Wissens.

Der erste Ausflug galt der Erkundung des Dorfes, in dem wir leben, für ihn ein Novum und für mich eine Rückkehr in den Mutterschoß. Hier sind meine Urgroßeltern, meine Großeltern und meine Eltern geboren. Und hier bin ich auch geboren. Ich hätte mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können, wieder in Mogán zu leben, denn ich war ein Stadtmensch geworden, nachdem meine Eltern mich entwurzelt hatten, indem sie, als ich wenige Monate alt war, nach Las Palmas zogen. Und wer bin ich jetzt: Eine dieser Anwohnerinnen, die wie eine Oma herumläuft und Kaine erzählt, dass da, wo heute jenes ist, früher, als ich noch ein Kind war, etwas andere war, dass die Schlucht damals bis zum Strand ging, dass es so und so war und dass die Kirche und der Kiosk auf dem Dorfplatz noch fast genauso aussehen wie immer, dass der alte Dorfkern eine gewisse Schönheit bewahrt hat, dass die Schlucht von den äußersten Ortsteilen bis zur Schlucht von Veneguera von der Landstraße durchquert wird und an eine ursprüngliche, abgelegene Landschaft erinnert, dass man in den Supermärkten auf der ganzen Insel fragen kann, woher die Mangos und aus welchem Ort die Avocados kommen, und immer dieselbe falsche Antwort bekommt, dass sie aus Mogán kämen, worauf ich die Leute freimütig anlache und ihnen entgegne: Was für ein wunderbares Land, das mehr erzeugt als angepflanzt wird. Kaine erkennt immer noch nicht den Geschmack echter Avocados und kann eine *Manga* nicht von einer Mango unterscheiden, aber ich schon, ich weiß, dass keiner so schmeckt wie die aus meinem Dorf und dass sie nicht umsonst so berühmt und so begehrt sind. Als ich Kaine erzähle, dass Mogán bis vor kurzem noch das Ende der Welt war, schaut er mich an, wie: Nun übertreibt sie aber. Doch, es stimmt, beteuere ich, die Leute sind zum ersten Mal hergekommen, als das letzte Stück Autobahn ausgebaut wurde, erst dann überfiel plötzlich eine Lawine von Bauwütigen Puerto de Mogán – Mann, ist das schön! -, wenigstens gingen sie mit Stil vor und nicht aufs Geratewohl oder mit dem Brecheisen wie in anderen Touristenorten, deren Anblick wehtut. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten sie den Strand so belassen wie er war, was bedeutet, dass sie den Strand meiner Kindheit völlig unberührt

gelassen hätten, denn ich geriet schier außer mir, als ich erfuhr, dass die wohlvertrauten Kiesel unter Tonnen von blondem Sand begraben werden sollten, nur wegen dieser neumodischen Manie, an jeder Ecke künstliche Paradiese und karibische Szenarien zu errichten, mit türkisfarbenem Wasser und so weiter, wie am Strand von Amadores.

Wusstest du, Kaine, dass Mogán eines der ärmsten Dörfer im Süden der Insel war und jetzt das mit der goldenen Hotelmeile ist? Und er starrt mich an, als hätte ich ihm eine Cowboy-Geschichte erzählt oder stünde als Replikant aus *Blade Runner* vor ihm. Es ist wohl wahr, dass die Vergangenheit nur für jene gilt, die sie erlebt haben, und dass es, ganz egal wie der Süden vor diesem Süden war, jetzt darum geht, ein Bier am Strand von Arguineguín zu genießen, ein paar Papas mit Mojo und ein halbes Dutzend Tintenfischringe in El Boya, dabei dem Meeresrauschen auf den Steinen des Strandes von El Pajar zu lauschen und aus dem Augenwinkel die Zementfabrik zu sehen, die mitten in der Bucht von Santa Águeda aussieht wie eine Raumstation, oder die beeindruckenden Sonnenuntergänge in Amadores zu bestaunen, die Wellen des offenen Meeres, die im schwarzen Sand von Taurito auslaufen, die Bougainvilleas, die an den weißen Mauern von Klein-Venedig emporranken, die Ecken, in die sich Kaine verliebt hat. Er kam auf die Insel auf der Suche nach dem Paradies und fand es, von der Sonne geröstet, die erbarmungslos auf Hotels und touristischen Einrichtungen niederbrennt, seine nach Exotik hungernden Augen sehen Freude, wo ich einen Verlust bedaure, Wohlleben und Gemütlichkeit, wo ich nur Gier sehe. Vielleicht war es die Liebe, denn das Leben mit Kaine macht mir eine ganze Menge kleiner Privilegien bewusst: Du weißt ja gar nicht, was es bedeutet, das ganze Jahr über im Meer zu schwimmen, es direkt vor der Nase zu haben, jeden Tag mit dieser Sonne aufzuwachen, ins Wasser zu steigen und alles zu vergessen, auf einem halben Meter Sand in der Natur zu baden, in einer halben Stunde die Landschaft zu wechseln und in der gleichen Zeit, in der man einen Eintopf kocht, vom Meer zu einem Berggipfel zu gelangen. Vergiss den Zement, Mädchen, und konzentrier dich auf das, worauf es wirklich ankommt.

Das tat ich und das werde ich auch weiter tun, bis ich sterbe. Dafür kann ich ihm gar nicht genug danken und vielleicht ist das auch der Grund, weshalb ich ihm beim Kofferpacken helfe und ihn sogar zum Flughafen begleite, obwohl ich vor Wut vergehen könnte. Was bist du für ein elender Schuft, wo es uns doch so gut ging, werfe ich ihm an den Kopf, während ich seine Unterhosen ganz unten hineinstopfe und seine Socken ordentlich in die Schuhe stecke. Dich mit der erstbesten Deutschen einzulassen, die dich in der Shamrock Bar anbaggert, was hast du dir eigentlich dabei gedacht, dass ich es nicht herausfinden würde, frage ich und reiche ihm die gefalteten T-Shirts. Und

vielleicht ist sie noch nicht mal die erste, das hätte mir gerade noch gefehlt. Ist sie die erste oder nicht, Kaine? Sag was! Seit Dienstag ist die Insel versauert und die Sonne schwer wie Blei, das mir auf den Kopf fällt. Meine Zunge ist rau und ich begleite mein Frühstücksbrötchen mit allen Schimpfwörtern, die mir einfallen, die meisten versteht er zwar nicht, aber das ist mir egal, soll er doch abhauen und woanders Spanisch lernen. Ich werfe ihm argwöhnische, verächtliche Blicke zu und verstaue meinen Ärger in seiner Waschtasche, damit er ihn mitnimmt nach Móstoles, wo ihn der ecuadorianische Stierkampflehrling erwartet. Und mach dir keine Hoffnungen, Kaine ohne „e“, ich will nicht, dass du zurückkommst, das hier ist das *Last Date*.

Maca fährt langsamer als sonst, obwohl ich es kaum erwarten kann, an den Schalter zum *Check-in* zu kommen und mich zu verabschieden. Ich weiß nicht, warum zum Teufel sie die Landstraße genommen hat, anstatt direkt auf die Autobahn zu fahren und diese Qual abzukürzen. Kaine ohne „e“ sagt nichts, er ist in Schweigen gehüllt, schaut nur aus dem Fenster, nimmt jeden Zentimeter Meer und Landschaft in sich auf mit seinen Augen voller Exotik und seinem melancholisch pochenden Herzen. Ich weiß auch nicht, wie lange es her ist, dass ich hier langgefahren bin. Was für eine schöne Straße, sage ich mir, gehauen in eine Klippe aus jahrhundertealtem Gestein direkt über dem Ozean. Was für eine Schönheit.

Das nördliche Hochland

Von Terror nach Valleseco





Dort ganz weit weg

Ángel Sánchez

Ángel Sánchez

Der Schriftsteller, Dichter, visuelle Poet, Anthropologe, Übersetzer und Essayist Ángel Sánchez (Gáldar, 1943) wurde an den Universitäten von La Laguna, Salamanca, Grenoble und Göttingen ausgebildet, war Lektor für Spanisch an der Universität Vicennes und promovierte an der Universität La Sorbonne.

Seine Arbeit spiegelt eine enorme Vielfalt an Interessen und Wissen wider. Übersetzer von Trackl, Günther, Enzensberger und Jenofonte, Herausgeber von Cairasco de Figueroa und Domingo López Torres, im kreativen Bereich ist er Autor von acht Gedichtsammlungen (die zwei Bände seiner gesammelten Poesie nicht mitgezählt) und von vierzehn Folgen seiner visuellen Poesie, einer Disziplin, deren Hauptvertreter er in unserem Bereich ist. Er hat außerdem sieben Erzählungen veröffentlicht, darunter *La mar se mueve*, *Un beso en la nuca*, *Calibán* und *Cuchillo criollo*. Im Jahr 2018 verlieh ihm die Regierung der Kanarischen Inseln als Anerkennung für seine Karriere den Kanarischen Literaturpreis.

„Dort ganz weit weg“, ein scheinbar unschuldiger Bildungsroman, führt den Leser mitten in die nördlichen Gegenden der Insel, wo die Überreste eines reichen und üppigen Waldes, der *Selva de Doramas* den Besucher in Erstaunen versetzen, fügt aber darüber hinaus seinem getreuen Porträt der ländlichen Gefilde, die Wechselfälle des Lebens der Inselbewohner hinzu, der heutigen Bewohner der Insel Delacroix (St. Bernard Parish, Louisiana), Nachkommen kanarischer Auswanderer in die USA, die noch immer bemerkenswerte Züge der kanarischen Sprache und Kultur bewahren.

Aus dem Spanischen von Klaus E. Lehmann





Unser Geschichte nimmt ihren Anfang an einem Ort im Landesinneren der Insel Gran Canaria, und zwar in einem Dorf namens Villa de Moya, einem Ort, der in der Antike aufgrund seiner üppigen Vegetation als Selva de Doramas bezeichnet wurde, weil man glaubte, dass dort der gleichnamige Anführer lebte, ein tapferer Eingeborener, der gegen die kastilischen Eroberer kämpfte, als diese im fünfzehnten Jahrhundert auf den Archipel vordrangen, und der laut den Chroniken der Eroberung in Verteidigung der Freiheit seines Volkes starb. In der Nähe der Ortsmitte lebte Mitte des 20. Jahrhunderts eine Bauernfamilie, die aus Eusebio Valerón und Águeda Marrero bestand, eine ehrliche und fleißige Familie, die sich der Arbeit auf dem Feld widmete, wo sie Mais, Kartoffeln, Süßkartoffeln, Gemüse und Obstbäume anbauten, nicht nur um die Haushaltskosten zu decken, sondern auch um auf dem Dorfmarkt zu verkaufen, was sie konnten; denn davon, sowie von der Milch ihrer drei Kühe und vier Ziegen, den Eiern die von ihren Hühnern gelegt wurden und dem Käse, den sie herstellten, führten sie ein recht würdiges Leben, kamen gut mit ihren Nachbarn aus und hielten sich an die christlichen Bräuche, die sie von ihren Vorfahren übernommen hatten. Sie hatten sich bei einem Dorftanz, einem *Baile de Taifas* kennengelernt, der jedes Jahr im nahegelegenen Dorf Firgas stattfand, sie lernten sich beim Polka-Tanzen schätzen und begannen gemeinsam auszugehen, trafen sich an den Wochenenden, um auf dem Dorfplatz herumzuspazieren, um gemeinsam ins Kino zu gehen, zu den Tanzfesten, zu den von den Nachbarn organisierten Ausflügen, um sich gegenseitig Geschenke zu machen und um sich schließlich

mit der Zustimmung ihrer jeweiligen Familien, die ihre Beziehung mit Wohlgefallen sahen, offiziell zu verloben. Er war ein ehrlicher, ernster und fleißiger Mann, sie war ein arbeitsames Mädchen, sehr engagiert in der Hausarbeit, und sie bildeten ein gutes Paar. Nach sechs Jahren des Werbens, des gegenseitigen Beschenkens mit Schmuckstücken und Bestellung des Aufgebots, heirateten sie in der Pfarrkirche von Firgas unter Trauzeugenschaft von der Mutter des Bräutigams, Doña Remedios, und dem Vater der Braut, einem bekannten „Estelero“, einem Knochensetzer der Verstauchungen behandelte, Schultern einrenkte, ausgekugelte Knochen richtete und der ein reich gewordener Auswanderer, ein „Indiano“ gewesen war, der mit einer guten Stange Geld aus Kuba zurückgekehrt war, um die Stücke Ackerland zu kaufen, die in der Nähe seines eigenen lagen. Nachdem sie geheiratet und das nachfolgende Festmahl vollzogen hatten, zogen sie in das Haus der Valeróns, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Ein gutes Haus aus dem typischen Naturstein von Arucas mit Türen und Fenstern aus Kiefernholz, einem ziegelgedeckten Satteldach, einem gemauerten Schornstein, gekrönt von einer Wetterfahne mit eisernem Hahn und einer Mansarde, die als Dachboden diente, um dort das Gerümpel und den Trödel vergangener Zeiten aufzubewahren, der schon nicht mehr gebraucht wurde.

Ihre Nachkommenschaft bestand aus drei Kindern, einem Jungen, den sie Julián nannten, und zwei Mädchen, von denen die Älteste Herminia und die Jüngste Margarita hieß. Wie es auf dem Lande üblich war, wurden ihnen von klein auf beigebracht, ordentlich und diskret zu sein, wohlgeordnet zu sprechen, ihre Betten zu machen und im Haus, auf den Feldern und bei den Tieren zu helfen, so viel sie konnten, denn sie mussten sich nützlich machen, um ihren Eltern so viel Arbeit abzunehmen, wie es sie im Leben von Bauern immer gibt. Wie es selbstverständlich war, empfingen sie die Sakramente, gingen sonntags zur Messe, erhielten ihr wöchentliches Taschengeld und besuchten die Dorfschule, denn ihre Eltern wollten nicht, dass sie kleine Eselchen würden, sondern Menschen mit einer guten Ausbildung, um sich ein besseres Leben zu schaffen als das, das sie führten. Schließlich wollen alle Eltern nur das Beste für ihre Kinder, und sie sollten da keine Ausnahme sein. Sie bekamen zu ihren Geburtstagen Anziehsachen, Kinderbücher und Ausschneidepuppen geschenkt, und die Heiligen Drei Könige aus dem Orient versuchten, ihnen das zu geben, was sie sich wünschten, und zwar immer Kleidung, aber niemals diese Rollbretter, Rollschuhe oder Fahrräder, wie sie die reichen Kinder des Dorfes von ihnen erhielten.

Nach und nach erkannten die Kinder, wer diese Könige wirklich waren, und auch die elementaren Dinge des Sexuallebens, da die Eltern es nicht für angebracht hielten, ihnen eine sexuelle Erziehung zu geben, diese Aufklärung kam erst als die Mädchen ihre erste Periode bekamen, oder bis auf die Warnungen, die Eusebio seinem Sohn Julián gab, damit er sich keinen herunterholte, als er ihn einmal dabei ertappt hatte, indem er ihm sagte, dass es zwar ein natürlicher Instinkt bei Jungens sei, er aber beichten solle, weil dies eine Sünde sei und den Körper schwäche. So verlief also das Leben dieser Familie, die in ihren Gebräuchen anständig und wohlerzogen war und versuchte, ihren Verwandten und Nachbarn zu helfen, wenn es darum ging, sich zum Kartoffelpflücken oder zur Ernte der Maiskolben zu treffen, eine Mauer zu errichten oder ihre Ernte auszutauschen, wobei sie den Armen etwas schenkte, die manchmal mit ihren Säcken auf den Schultern auf der Straße vorbeikamen und um Almosen baten. Denn es gab auch vom Schicksal Enterbte, die, da sie keine anderen Mittel zum Unterhalt hatten, sich von Dorf zu Dorf bettelten; dies waren vor allem bereits alte Männer, die - barfuß und schwielenübersät - wie sie waren, als einzige Grundlage zum Lebensunterhalt nur einen Korb voller Heilkräuter besaßen. Die Naturmedizin war oft das heilige Mittel gegen ihre Krankheiten: Flohkraut, Zitronenminze, Schachtelhalm, Hexenkraut, Bachminze oder Kamille waren oft Mittel gegen Koliken, Erkältungen, Schnupfen, Magenverstimmungen oder Durchfall. Mehr als einmal erbarmten sich ihre Eltern dieser armen Leute und steckten ihnen eine Handvoll Kartoffeln, ein Stück Käse, ein paar alte Schuhe oder ein paar warme Kleider zu, die sie nicht mehr trugen, in den Sack, denn Mitleid war eine Tugend, die sie instinktiv praktizierten, und Nächstenliebe für die Unterprivilegierten würde im Himmelreich belohnt werden, wie es der Priester Don Miguel Hernández von der Kanzel aus zu predigen pflegte. Wünsch dir für andere nicht, was du nicht für dich selbst willst, pflegte er zu sagen. Und der Rat war richtig, denn wer teilt, was er hat, erweist sich als guter Mensch, und die Bösen waren diejenigen, die den Bettlern ihre Hilfe verweigerten, gegen sie vorgingen und ihnen sagten, dass sie nur so seien, weil sie nichts rechtes im Kopf hätten, ohne auch nur irgend etwas von den jeweiligen persönlichen Umständen des armen Mannes oder der armen Frau zu wissen.

Aber kommen wir nun zu unserer Protagonistin, Margarita, die dreizehn Jahre alt ist, als unsere Geschichte beginnt. Sie war ein Kind „ganz eigener Art“, wie ihre Eltern zu sagen pflegten: unruhig, neugierig bis zum Äußersten, wissbegierig, manchmal sogar indiskret gegenüber Besuchern, was ihre Eltern wütend machte, die ihr sagten, sie solle still sein, es sei schlechtes Benehmen, Fragen zu stellen, die über das hinausgingen, was sie solle, denn Gott

bestrafe neugierige, naseweise Mädchen. Margarita schämte sich über diese Zurechtweisungen und ging weinend in ihr Zimmer, um ihrer Puppe Pelusilla von ihrem Unglück zu erzählen, weil sie wieder einmal über das hinausgegangen war, was sie tun durfte. Aber sofort kam ihre Mutter, um sie mit einem Kuss zu trösten und ihr zu sagen, dass ihr vergeben wurde, und sagte zu ihr:

„Komm schon, Maíta, sei nicht so, alles kann wieder gut werden, wenn du nur rausgehst und um Entschuldigung bittest!“

Das Mädchen stand auf, sie nahm sie bei der Hand, führte sie ins Wohnzimmer und wandte sich an Doña Lola Henríquez und bat sie um Verzeihung, weil sie sie gefragt hatte, warum ihr Sohn sabberte und sie kaum verstehen konnte, was er sagte. Sie antwortete ihm darauf sehr verständnisvoll:

„Sieh mal, mein Kind. Es ist Gott, der uns die Kinder schenkt, und wir müssen uns mit dem begnügen, was zu uns dabei zusteht. Nicht alle von uns haben das Glück, gesunde und schöne Kinder wie dich und deine Geschwister zu haben. Quique ist ein guter Junge, anhänglich und spielt gerne. Wenn du ihn besser kennen würdest, würdest du merken, dass die äußere Erscheinung wenig zählt. Er ist ein menschliches Wesen, das Verständnis und Respekt braucht. Natürlich bist du entschuldigt, aber versuch doch mal, das Leben der anderen besser zu verstehen, einverstanden?“

„Ja, gute Frau, das werde ich. Und richten Sie ihm meine Grüße aus“, sagte das kleine Mädchen, und war nun schon ruhiger.

„Keine Sorge, das mache ich für dich. Und vergiss diese Angelegenheit, lass dir dein Leben nicht verbittern und sei ein bisschen verständnisvoller.“

Die Dame verabschiedete sich, und die Eltern machten ihr keine Vorwürfe, da sie den Fehltritt des Mädchens immer noch nicht verstanden, von dem sie eine derartige Frage noch nie gehört hatten.

Doch alles in allem gab Margaritas angeborene Neugierde auch nach dem bereits erwähnten Vorfall keine Ruhe. Eines Nachmittags, als sie den Umstand ausnutzte, dass ihre Eltern einkaufen gegangen und ihre Geschwister bei ihren Freunden waren, hatte sie einen weiteren Einfall; dieser sollte sie aber für ihr Leben prägen. Die Mansarde auf dem Dachboden war ein Ort, der ihr streng verboten war, weil einige Stufen der kleinen Holzterasse, über die man hinaufstieg, so verfallen waren, dass sie gefährlich sein und unter ihrem Gewicht nachgeben konnten. Außerdem gab es dort oben Mäuse und Feuchtigkeit, und zwar in unvorstellbarer Weise. Aber wie wir schon sagten, war sie

ein äußerst neugieriges und wagemutiges kleines Mädchen, Eigenschaften, die die Erkenntnistheorie als sichere Wege zu tiefem Wissen bezeichnet, und so nutzte sie die Tatsache, dass sie allein zu Hause war, um das Abenteuer in Angriff zu nehmen, da dies der einzige Ort im Haus war, an dem sie noch nie gewesen war. Als sie vor der Tür stand, bemerkte sie, dass es kein Vorhängeschloss, keinen Riegel und kein Schloss gab, so dass die Tür nur durch Dagegendrücken mit einem altersbedingten Knarren nachgab, das sie ein wenig erschreckte, als ob sie im Begriff wäre, einen Ort mit irgendeiner Gefahr zu betreten, die ihr Angst machte. Was sie dort vorfand, war eine Umgebung voller Feuchtigkeit, Spinnweben, Stapel von alten Säcken, Schimmel, eiserne Gerätschaften, deren Nutzen sie nicht kannte, alte oder klapprige Möbel, die sicherlich von ihren Großeltern stammten, ein Mäusenest in einer alten Matratze, Farbdosen und ganz oben jener große Kiefernstamm, der das Dach stützte. Aber sofort wurde ihre Aufmerksamkeit von einer Art Kiste oder Truhe angezogen, in der sie hoffte, etwas zu finden, dass sie interessierte. Diese war bedeckt mit Staub, den sie mit dem Ärmel ihres Pullovers fortwischte, machte sie sich daran, sie zu öffnen, denn sie hatte kein Schloss und war leicht zugänglich. Dort fand sie alte Kleidungsstücke, Hüte aus einer anderen Zeit, einen wunderschönen, wenn auch etwas abgetragenen Manilaumhang, geklöppelte Spitzen, ein weißes Kostüm, welches das Hochzeitskleid ihrer Mutter gewesen sein musste, Andachtsbücher für die Messe und eine Metallbox mit der Abbildung einer Meereslandschaft auf dem Deckel. Hier muss der Schatz sein, dachte das kleine Mädchen. Als sie sie öffnete, fand sie tatsächlich ein Bündel Briefe, die mit einem blauen Band verschnürt waren, und eine weitere Holzkiste mit Fotos. Sie las einige dieser Briefe, die aus der Zeit stammten, als ihre Eltern noch ein Liebespaar waren; aber es gab auch andere mit Briefmarken und Absenderadressen aus Kuba, wahrscheinlich von ihren indianischen Großeltern. Diejenigen, die ihre größte Aufmerksamkeit erregten, hatten einen Stempel, auf dem „USA Mail“ stand, und auf der Absenderadresse waren Adressen aus einem Ort namens St. Bernard (Louisiana), einem Ort, von dem sie keine Ahnung hatte, weil ihr nie gesagt worden war, dass es dort Verwandte oder Bekannte ihrer Familie gab. Als sie einige von ihnen las, erkannte sie Nachnamen, die ihr vertraut klangen. Darin erzählten sie von ihrer Arbeit als Farmer, Fischer auf dem Mississippi und Fallensteller, die die Felle ihrer Beute in New Orleans verkauften, sich nach ihren Familien erkundigten und ihnen Nachrichten und Erinnerungsgrüße schickten. In der Kiste mit den Fotos waren solche von früher, von ihren Urgroßeltern, Großeltern, von der Hochzeit ihrer Eltern, von ihrer Verlobung und von ihr und ihren Geschwistern, als sie noch kleiner waren. Sie dachte, dass diese Fotos normalerweise in ein Album

geklebt werden sollten, wie sie es bei ihren Freunden gesehen hatte, und verstand nicht, warum ihre Eltern sie nicht so aufbewahrten, denn es war Brauch, dass jede Familie ihr Fotoalbum vorzeigte, um die Bilder zu präsentieren und zu erklären, wer die abgebildeten Personen waren. Ihres mit Erstkommunikionskleid war sehr hübsch, in Farbe, und sie stellte es sich in einem Rahmen auf der Kommode vor; aber es war klar, dass in diesem Haus so viel gearbeitet wurde, dass ihre Eltern nie daran gedacht hatten, ein Fotoalbum bereit zu halten. Das Mädchen empfand beim Anblick so vieler Erinnerungsgegenstände so etwas wie eine seelische Erschütterung und es war diese Entdeckung die eine Verkettung von Ereignissen auslösen sollte, welche die Entwicklung unserer Geschichte ausmachen werden. Also schloss sie die Kisten und die Truhe und verließ eilig den Dachboden, aus Angst, dass ihre Eltern und Geschwister kommen und sie bei etwas erwischen könnten, bei dem sie wusste, dass sie sich dafür eine große Schelte einhandeln würde. Sie hatte bereits den Faden eines Drachens in der Hand, den sie steigen lassen musste, um zu erforschen, was genau sie in den Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern gefunden hatte, vor allem, weil sie diejenigen waren, die als junge Leute nach Kuba gegangen waren und ihr Dinge von dort würden erzählen können.

Zum Glück bemerkten ihre Eltern nichts von ihrem Eindringen in das verbotene Zimmer, denn sie verlor nicht das kleinste Wörtchen darüber. Da ihre Neugierde jedoch nicht zu bremsen war, kam es zu einer weiteren Episode, die ihr einen schlechten Moment bescherte. Und das geschah eines Tages, als ihre Mutter im Waschbecken im Hof Wäsche wusch, mit der Lagarto-Seife in der Hand, und die Stücke kräftig durchrubbelte. Der weißen Wäsche setzte sie ein Bleichmittel hinzu, um sie dann auf den Leinen im Hof aufzuhängen. Margarita legte ihr Hausaufgabenheft weg und ging zu ihr hin, ein wenig ängstlich, ob sich ihre Mutter nicht über eine weitere ihrer Ungezogenheiten verärgert zeigen könnte, aber da war etwas, das sie wissen musste, je früher, desto besser, und sie setzte sich auf eine der Steinstufen, die zwischen dem Waschbecken und einem üppigen Aloe-Vera-Busch verliefen und sagte unvermittelt zu ihr:

„Mama, wann weiß ich, ob mir ein Junge gefällt? Wie fühlt sich das an, nur um es zu wissen?“

Ihre Mutter hörte auf zu waschen, machte tellergroße Augen und antwortete ihr:

„Aber, Mädchen, was soll denn das jetzt? Du bist doch noch ein kleines Kind, und das sind keine Sachen, die sich für dein Alter gehören. Heb dir das für später auf und mach jetzt deine Hausaufgaben. Wenn du mir noch mal mit so einem Geschwätz daherkommst, sage ich's deinem Vater und du weißt, was dann fällig ist... Na sowas, so ein freches Gör, denkt schon an Jungs! Komm, geh mir aus dem Weg, ich hab zu tun!“

Das Mädchen machte einen Schollmund, aber entschlossen wie sie war, um das zu erfahren, was sie interessierte, antwortete sie ihr mit offensichtlicher Verängstigung:

„Es tut mir leid, Mama! Bitte sei nicht böse und sag nichts zu Papa. Aber als ich das erste Mal mein Höschen mit Blut nass gemacht habe, hast du mir gesagt, dass ich schon eine junge Dame bin, und du hast mir die wichtigsten Dinge des Lebens erklärt, also wollte ich mehr wissen. Ich werde nicht mehr mit dir drüber reden, und entschuldige meine Neugierde, denn ich mach einfach alles falsch. Ich muss ein ziemlich böses Mädchen sein, oder?“

Worauf ihre Mutter antwortete, um sie zu beruhigen:

„Das bist du überhaupt nicht, Maíta, sondern mischst dich in Dinge ein, die nichts mit deinem kleinen Alter zu tun haben. Keine Sorge, ich werde es deinem Vater nicht sagen, aber zurück zu deinen Hausaufgaben, die musst du machen. Und lass mich mal fertigmachen, ich muss Essen kochen und mich um andere Dinge kümmern.“

Margarita stand auf, den Tränen nahe, gab ihr einen Dankeskuss und ging zurück zu ihrem Studiertisch, um die Lektion über Metalle und Metalloide durchzugehen, die am nächsten Tag fällig war, damit sie in der Lage sein würde, richtig zu antworten, wenn die Schwester Physik- und Chemielehrerin, sie aufrief.

Wir haben noch nicht erwähnt, dass Margarita das dritte Jahr der Mittelschule an der Schule der Dominikanerinnen von Arucas als externe Schülerin besuchte, denn dort gab es auch Internatsschülerinnen: Mädchen, die aus einem Waisenhaus geholt wurden, Töchter von getrennten Eltern oder die weit weg wohnten, sowie solche, die nicht die Mittel hatten, die monatliche Gebühr von fünfundzwanzig Peseten zu bezahlen, die die Nonnen von ihren externen Schülerinnen verlangten.

Margarita stand um sieben Uhr morgens auf, wusch sich im Bad, trug ihre Uniform mit einem karierten Rock, einem weißen Hemd mit einer blauen Schleife am Kragen, einer gleichfarbigen Strickjacke, schwarzen Schuhen und einer Mütze mit lila Bändern und dem Namen der Schule. Danach gab es zum Frühstück Milch mit *Gofio*, dazu etwas Semmelbrösel und geräucherten Käse, sie putzte sich die Zähne und erhielt von ihrer Mutter ein Säckchen mit einem Sandwich aus Landbrot mit eingemachtem Quittengelee und Weichkäse, das sie in der Vormittagspause essen sollte. An den drei Tagen in der Woche, an denen nachmittags Unterricht war, aß sie im Speisesaal der Schule; an den anderen beiden Tagen (dienstags und donnerstags) fuhr sie mit dem Bus nach Hause und zurück, immer mit ihrem Lederranzen, in dem sich ihre Bücher, Hefte, das Federmäppchen und etwas Geld befanden, das ihre

Mutter ihr gab, falls sie sich einen Lutscher, *Rapaduras*, Süßigkeiten, eine Handvoll Rosinen oder Lupinen kaufen wollte, was sie alles an einem Stand am Zaun vor dem Schultor vorfand. Die Schwestern waren gute Lehrerinnen, eine jede hatte ihren eigenen Charakter, denn da gab es einige, die freundlich, liebevoll und verständnisvoll waren, und andere mit ziemlichem Temperament, die sich über die Fehler, die sie machten, ärgerten und sie ohne Pause im Studiensaal lernen ließen. Ihre Lieblingsfächer waren Spanisch und Weltliteratur, Geographie und Geschichte, Französisch und Naturwissenschaften; wobei ihr Mathematik, Physik und Chemie, denen sie mehr Zeit widmete etwas im Weg standen, weil sie in keinem dieser Fächer durchfallen wollte, wohl wissend, welche Opfer es für ihre Eltern bedeutete, die monatlichen Rechnungen, den Transport, die Uniform, Bücher, Hefte usw. zu bezahlen. Sie hatte dort gute Freundinnen, wie Benedicta Pulido, Rosa María Vega und Loli Hernández, letztere eine Internatsschülerin und Waise, der sie eine besondere Zuneigung entgegenbrachte, weil sie das Gefühl hatte, sie brauche sie.

Da die Schülerinnen auch Nähen und Sticken lernten, in der Schulküche kochten und eine strenge christliche Erziehung erhielten, wurden die Internatsschülerinnen, die kein höheres Studium anstrebten, oft als Dienerinnen in den Häusern wohlhabender Familien untergebracht oder bekamen Jobs als Verkäuferinnen, Verpackerinnen in Tomaten- und Bananenexportlagern oder fanden einen Ehemann, der sie durch seine Arbeit unterhielt. Unter ihren Kameradinnen gab es einige aus wohlhabenden Arucas-Familien mit französischen Nachnamen, aber im Allgemeinen wurden die Töchter der Marquisen von Arucas und anderer erlauchter Familien von Arucas auf Nonnenschulen in der Hauptstadt geschickt, weil ihre Eltern die irrige Vorstellung hatten, dass sie dort eine bessere Ausbildung erhalten und die Crème de la Crème der Inselfamilien treffen würden, mit denen sie Beziehungen aufbauen konnten. Tief in ihrem Inneren bezweifelten sie, dass sie ihre Zukunft verbessern würden, wenn sie mit armen, verwaisten Mädchen vom Lande in Beziehung träten, und die Hauptstadt nicht kannten. Es war nicht so, dass sie Vorurteile gegen die gute Bildung gehabt hätten, die in der örtlichen Schule vermittelt wurde, sondern dass sie, da sie nun Internatsschülerinnen waren, die Streitigkeiten und Familienprobleme, die häufigen Ehebrüche eines der Ehepartner, nicht mitbekamen und nur selten in den Ferien an den Wochenenden nach Hause kamen.

Die religiöse Erziehung war in dieser Schule grundlegend, sie besuchten die tägliche Messe, die vom Kaplan gehalten wurde, sie kannten die Messe in Latein und lernten in dieser Sprache, die sie auch als Fach studierten und lernten, außerdem auswendig das Vaterunser, das Ave Maria, das *Salve Regina*, das *Tantum Ergo*, das *Veni Creator*

und andere religiöse Gesänge auswendig, die zum jeweiligen Fest gehören. Im Religionsunterricht beteten sie den Rosenkranz und lasen Bücher über Heilige, vor allem solche, in denen die Reinheit verherrlicht wurde, wie im Fall der heiligen Maria Goretti oder des heiligen Dominikus Savio. Die Schwestern Erzieherinnen wollten, dass ihre Zöglinge gute Christen würden und sagten ihnen, dass sie auf diese Weise nicht nur in den Himmel kämen, um den seligen Vatergott zu sehen, sondern dass es ein sicherer Weg sei, um geachtet zu werden und um geliebt und glücklich zu sein.

Aber nicht alles war Lernen und Spielen auf der Straße, denn sowohl Margarita als auch ihre Schwester hörten sehr gerne Radio, das in einem Schrank mit Schubladen für Kleidung untergebracht war, und es war ein Philips-Modell aus lackiertem Holz, mit einem gewölbten Dach, wo sie nur zwei Sender einstellen konnten: EAJ-50, Radio Las Palmas, der SER-Senderkette, und Radio Club Tenerife. Ihre Eltern erlaubten ihnen diesen Spaß, denn die Mädchen sangen gerne und die Musik war sehr lehrreich für ihr Freizeit- und Kulturniveau. Sehr gut gefiel ihnen eine tägliche Rubrik, in der ein bestimmtes Lied bestellt wurde, um es einem umschwärmten Mädchen zu widmen oder einem Verwandten oder Freund, um ihnen zu einem Ehrentag, Geburtstag oder ihrer Hochzeit zu gratulieren. Die angesagten Sänger waren Conchita Piquer, Juanita Reina, Marifé de Triana, Carmen Sevilla, Jorge Sepúlveda, Lucho Gatica, Lorenzo González, Carlos Gardel, Jorge Negrete, Javier Solís, Armando Manzanero, das Dúo Dinámico, Antonio Machín, die Tres Sudamericanos, Conchita Bautista, Pedro Infante, Pedro Vargas, Lola Flores, Nati Mistral und unter den Kanariern Mary Sánchez y Los Bandama, María Mérida und Alfredo Kraus. Sie kannten viele Lieder auswendig, weil sie sie oft wiederholten: „Camino verde“, „Mirando al mar“, „La niña de Puerto Rico“, „El manisero“, „Ojos verdes“, „Quince años tiene mi amor“, „Capote de grana y oro“ und so viele andere, deren Texte Margarita mit Bleistift in ein Notizbuch schrieb, das sie in dem kleinen Hohlraum unter dem Radio versteckt hatte. Sie wurden auch mit klassischer Musik vertraut, vor allem mit den Konzerten, die sie von Beethoven, Mozart, Brahms, Bach, Chopin, Falla oder Joaquín Rodrigo hörten, weil sie diese häufig auflegten. Sie mochten diese pompöse und kultivierte Musik, deren Bedeutung ihnen niemand erklärt hatte, die sie aber als etwas Wichtiges empfanden, um über eine breite Kultur zu verfügen. Daher waren sie, wenn es ihnen ermöglicht wurde, Konzerte im Pérez Galdós-Theater zu besuchen, bereits mit ihr vertraut. Sie verfolgten auch die Radio-Seifenoperen von Guillermo Sautier Casaseca und Luisa Alberca, mit der Besetzung an Schauspielern von Radio Madrid, die jeden Tag ein breites Publikum ansprachen, und denen auch

ihre Mutter folgte, wenn sie frei von Hausarbeit war. Seine Eltern hörten sich für gewöhnlich abends die Neun-Uhr-Nachrichten an und samstagabends die berühmte Sendung „Cabalgata fin de semana“, von Bobby Deglané, in der berühmte Künstler auftraten, darunter Pepe Iglesias, *El Zorro*, ein lustiger Argentinier, der viele Figuren verkörperte und Lieder erfand, die schnell populär wurden; aber diese Sendungen bekam sie nur mit als sie schon im Bett lag, bis sie erwachsen wurden und ihr gestattet wurde, sie anzuhören. Während sie diese Unterhaltung hatten, ging ihr Bruder mit seinen Freunden aus, um Tischfußball zu spielen und in einer der Bars des Dorfes ein Gläschen zu trinken. Das Einzige, was ihn im Radio interessierte, waren die Fußballspiele, die Toto-Ergebnisse und sich als Schlawiner aufzuführen, den Mädchen des Dorfes zuweilen mit Unverschämtheiten zweideutige Komplimente zu machen oder zu versuchen, ihnen die Röcke zu heben.

So verlief das Leben und in Margarita reifte das Vorhaben, das Thema, das sie auf dem Dachboden entdeckt hatte, weiter zu vertiefen, und sie entschied sich für eine Strategie, die darin bestand, sich auszudenken, dass sie für das Fach Sprache und Literatur einen Aufsatz über Auswanderer schreiben müsse, um Informationen zu sammeln, die ihr bei der Entwicklung des Aufsatzes helfen würden. So kam es, dass sie eines Nachmittags, während ihr Vater dabei war, eine Breithacke mit Eisenkeilen zu versehen, auf ihn zutrat und ihn fragte:

„Papa, weißt du, ob wir Verwandte in Kuba oder Louisiana haben? Im Geschichtsunterricht hat Schwester Consuelo mit uns über Auswanderung gesprochen und uns gebeten, einen Aufsatz darüber zu schreiben, ob es in unserer Familie Auswanderer gegeben hat...“

„Nun, ich weiß nur, dass deine beiden Großeltern einige Jahre dort gewesen sind, und die werden dir berichten können, was sie wissen, denn sie erzählen uns manchmal von Ereignissen aus dieser Zeit. Wenn wir sie das nächste Mal besuchen, werden sie dir sicher etwas darüber sagen können. Und wo ist eigentlich dieses Luisiana?“, antwortete der Mann auf einmal ganz freudig, weil es eine gezielte und keine indiskrete Frage war.

„Ich habe im Atlas nachgeschaut und herausgefunden, dass das ein Staat im Süden der Vereinigten Staaten von Amerika ist, zwischen Texas und Florida, und direkt am Fluss Mississippi liegt. Offenbar gab es vor einigen Jahrhunderten dort auch Migranten.“

„Das wusste ich nicht: Du weißt ja, dass ich kaum zur Schule gehen konnte, weil ich auf dem Land zu arbeiten angefangen habe, als ich ungefähr in deinem Alter war.... Ach, du solltest besser warten, bis wir sie besuchen und sie selbst fragen...“

„Na gut, dann warte ich, denn ich freu mich wirklich drauf, eine gute Arbeit abzuliefern.“

„Das ist gut, meine Kleine, und ich mag deine Besorgtheit, was Nützliches zu tun. Aber lass mich arbeiten, denn ich muss noch diese Furche da pflügen, um Erbsen zu pflanzen...“

„Ja, ich lass dich ja, Papa. Und Danke.“

„Du brauchst mir nicht zu danken. Ich bin doch immer für dich da und helfe dir, wo ich nur kann! “

Das Mädchen ging zurück ins Haus, zufrieden mit der Antwort, und Eusebio hämmerte weiter die Keile zusammen, um die Breithacke einsatzfähig zu machen. Es hatte ihn gefreut, dass seine Tochter sich nicht nur für die üblichen Belanglosigkeiten interessierte, sondern für Fächer, die für ihr Studium nützlich waren, denn sowohl er als auch seine Frau waren sehr erfreut zu sehen, wie fleißig sie bei den täglichen Hausaufgaben war und welche guten Noten sie jedes Wochenende in ihren Zeugnisbeurteilungen bekam. Das gute Geld, das sie an die kleinen Nonnen von Arucas zahlten, um sie zu einem nützlichen Kind zu erziehen, hielt er für gut angelegt, wenn sie so weitermachte und wegen des frühen Interesses, das sie für Jungens gezeigt hatte, nicht in schlechte Gesellschaft geriet. Denn ihre Mutter hatte ihm von den ungehörigen Fragen erzählt, die sie ihr beim Waschen gestellt hatte.

Die Gelegenheit ergab sich an einem Sonntag im Mai, als die fünf Bewohner des kleinen Gutshofes der Familie Valerón nach der Messe mit ihren Habseligkeiten den Bus nahmen, um zu dem Haus zu fahren, das Großvater Matías und Großmutter Rosarita in El Zumacal, einem Stadtteil von Valleseco, besaßen, wo sie ein gutes Bauernhaus hatten, ihr Land, einen Stall mit Vieh, ein Strohlager für Futter und zur Lagerung der Ernte, Hühner, einen Bardino-Hund, der draußen angebunden war und in einem alten Fass schlief, in dem vom Festland die Oliven geliefert wurden, und eine Weinlaube, die jedes Jahr eine regelmäßige Ernte von köstlichen Muskatellertrauben lieferte. Das Land wurde mit Mais, Kartoffeln, Bohnen, Zucchini, Pflaumenbäumen, Apfelbäumen, Orangenbäumen, Zitronenbäumen und einem dicht belaubten Walnussbaum bepflanzt, der sie mit Walnüssen versorgte. Alles, was sie ernteten, wurde für den Hausgebrauch verwendet und der Rest verkauft, denn das war ihr Lebensunterhalt. Bei ihnen lebte ihr Onkel Juan Luis, ein junger Mann in den Zwanzigern, der ihnen bei der Arbeit half, denn der Großvater war schon achtundsechzig

Jahre alt und zu alt, um so viel Arbeit, wie sie immer auf der Finca anfiel, allein zu tragen. Sie stiegen an der dem Haus nächstgelegenen Haltestelle aus, gingen einen kleinen Feldweg hinunter, der von Kaktusfeigen, Agaven, Wildrosen und Brombeeren gesäumt war, die ein dichtes Gestrüpp bildeten, das immer in Schach gehalten werden musste, weil es an einem so feuchten Ort alles überwucherte. Kastanien-, Lorbeer- und Eukalyptusbäume bildeten Gehölze, wo es kein Kulturland gab. Kurzum: Es war eine sehr schöne Landschaft, mit Bauernhäusern, die mit Töpfen voller Geranien geschmückt waren, schönen Rosensträuchern und Steinmauern, an denen Moos und endemische Oleanderblättrige Kleinien, aber auch Efeu und Geißblatt wurzelten. Die Prozession kam an dem Hauptladen der Nachbarschaft vorbei, und die Eltern blieben stehen, um die wenigen Stammkunden an der Tür zu begrüßen, Bekannte von ihnen, die sich für ihre Gesundheit interessierten und fragten, wie es denn so laufe im Leben. Nach dieser kurzen Unterhaltung machten sie sich auf den Weg, denn sie konnten sich nicht länger aufhalten, da ihre Großeltern bereits per Brief benachrichtigt worden waren und sie am Vormittag erwarteten. Als sie das Haus erreichten, gingen sie alle hinein, bis auf Margarita, die sich ablenken ließ, indem sie dem Flug eines gelben Schmetterlings folgte und im Stall landete. Dort fand sie ihren Großvater vor, der - auf einem Schemel sitzend - seine Kuh Amapola melkte, denn es war die richtige Zeit, um das riesige Euter der hellbraunen Kuh zu erleichtern, die erst vor kurzem ein schönes Kalb geboren hatte, das in ihrer Nähe im Stall stand. Da betrat Margarita mit ihrem Päckchen Drehtabak, das ihr übliches Geschenk war, in den Hühnerstall, ging zu ihm und begrüßte ihn:

„Guten Morgen, Opa! Wie steht's um die Gesundheit? Hier bringe ich Ihren Lieblingstabak.“

Der Großvater hörte mit dem Melken auf, wandte sich dem Mädchen zu, empfing ihre Küsse auf seine rosigen Wangen und küsste sie seinerseits zurück, wobei er ihr entgegnete:

„Na, was soll ich dir sagen, Maíta? Wir machen hier immer weiter, solange Gott will. Du siehst größer und hübscher aus. Danke für das Geschnipsel, ist ja meine Marke wie immer. Ich nehme an, du bist mit den Eltern und deinen Geschwistern gekommen, oder?“

„Ja, natürlich, die sind schon im Haus geblieben, aber ich wollte Sie zuerst sehen, weil ich Euch sehr lieb habe.“

„Und ich dich, meine Hübsche. Willst du, dass ich dir zeige, wie man melkt? Es ist ganz einfach, man muss nur mit diesen Fingern sanft an den Zitzen ziehen und schon kommt ein kleiner Strahl Milch heraus... Na komm schon, trau dich!“

„Nein, Opa. Wenn ich mir die Sonntagsschuhe mit dem Kuhmist versaue, wird meine Mutter mit mir schimpfen. Lassen wir das lieber bis ich in den Ferien mit Espadrilles komme.“

„Du hast Recht, mein Kind. So schön sauber angezogen ist das ein bisschen gefährlich. Wir lassen das für einen anderen Tag... Und wie geht's dir in der Schule?“

„Also sehr gut, das Lernen gefällt mir sehr, und die Schwestern behandeln uns gut. Ich habe gute Noten, und meine Eltern sind zufrieden, sie haben mir sogar ein Kaleidoskop zum Geburtstag geschenkt. Das ist eine Pappröhre, in der man verschiedenfarbige Figuren sehen kann, wenn man sie hin und herdreht, und es kommen schöne Muster dabei heraus. Übrigens gibt es da eine Aufgabe, die ich für die Schule machen muss, ziemlich schwierig, einen Aufsatz über Leute, die nach Kuba und New Orleans ausgewandert sind, und mein Vater hat mir gesagt, dass Sie mir etwas darüber erzählen könnten.“

Der Großvater war überrascht, dass die Kleine mit dem Thema herausrückte, aber um ihr eine Freude zu machen, schlug er vor zu der Steinbank neben der Tür des Hühnerstalls zu gehen, öffnete eines der Päckchen mit dem Tabakverschnitt, füllte seine Pfeife, entzündete sie mit dem Feuerzeug, das er in seiner Westentasche trug, und begann mit seiner Erzählung:

„Nun, dann hör mal gut zu, was ich dir zu sagen habe, mal sehn, was davon dir in diesem neugierigen Köpfchen hängen bleibt, denn es gibt eine Menge zu erzählen. Dein Onkel Nicolás, sein Vetter Severo und ein paar andere aus unserer Truppe sahen, dass wir hier nie aus der Armut herauskommen würden, und so kratzten wir die Moneten für die Fahrkarten zusammen und fuhren im Oktober 1928 mit dem Schiff La Victoria nach Havanna. Als wir ankamen, kamen wir für ein paar Wochen im Haus von Aguedito, einem unserer nahen Verwandten unter, der bereits als Milchmann etabliert war, und wir halfen ihm bei der Auslieferung, um uns das Essen und das Bett zu verdienen, das er uns anbot. Aber als wir merkten, dass wir für ihn eine Last waren, weil er eine Frau und vier Kinder hatte, beschlossen wir, dorthin zu gehen, wo wir Arbeit als Zuckerrohr-Macheteros finden konnten, einer nach Matanzas, ein anderer nach Santiago und ich nach Camagüey, wo ich Arbeit in einem Kuhstall fand. Der Besitzer war ein Baske namens Luís Echarri, und er behandelte mich sehr gut, weil ich mit Fleiß alles tat, was er mir auftrug. Um die Wahrheit zu sagen, brauchte ich eine Weile, um mich an das kubanische Essen zu gewöhnen, das jeden Tag aus Congri-Reis bestand, mit schwarzen Bohnen, die ich noch nie zuvor gekostet hatte. Was mich aber traurig machte, war die Situation der Schwarzen, die

nicht immer gut behandelt wurden, denn sie wurden mit Peitschenhieben auf den Rücken bestraft, wenn sie etwas falsch machten, und sie lebten elendig in ihren Hütten oder Baracken. Nicht, dass sie Sklaven waren, aber obwohl die Sklaverei längst abgeschafft war, wurden sie so behandelt, als wären sie noch Sklaven. Obwohl sie Christen waren, hatten sie ihre Religion mit afrikanischen Heiligen, ihre Lieder und Tänze, und sie waren gute Menschen, die mir sympathisch waren, wenn auch nur aus christlicher Nächstenliebe. Und was du mich über diejenigen fragst, die sich nach New Orleans einschifften, kann ich dir sagen, dass ich eine Familie namens Arencibia kennengelernt habe, die einige Jahre in einem Ort namens San Bernardo am Mississippi gelebt hatte und nach Kuba zurückgekehrt war und vorbrachte, dass das Leben dort sehr hart sei, wegen der tödlichen Moskitos, der Überschwemmungen des Flusses, die ihre Ernten ruinierten, und weil sie immer in Gefahr waren, von britischen Soldaten angegriffen zu werden. Das ist alles, was ich dir sagen kann, denn ich hatte mit diesen Arencibias nur sehr wenig zu tun, und ich erzähl dir nur, was die mir erzählt haben. Du wirst mir schon sagen, ob dir das reicht.“

Margarita, die der Erzählung ihres Großvaters aufmerksam zugehört hatte, antwortete:

„Ja, Opa, das ist genug, und es wird mir für meinen Aufsatz nützlich sein. Vielen Dank!“

Und jeder nahm seinen Eimer Milch und ging nach Hause, wo ein köstlicher Eintopf auf sie wartete, den ihre Großmutter und Mutter als Verpflegung zubereitet hatten.

„Euch ist eine intelligente Tochter gelungen, denn diese Maíta hat, wo sie doch noch so klein ist, schon das Geschick einer Erwachsenen, die sich für die Sachen der *Indianos* interessiert. Ich hab ihr jedenfalls alles gesagt, was ich weiß.“

Der Vater runzelte die Stirn und sagte:

„Na, sie ist uns klug und wissbegierig gelungen, aber ich hoffe, Sie haben sich nicht daran gestört, denn sie ist immer mit Nervereien zugange, die wir nicht erwarten.“

„Ach was! Besser sie ist schlau als wenn sie doof wäre... Ich würde mir an eurer Stelle keine Sorgen um ihre Neugierde machen, denn die ist doch ein sehr gutes Zeichen, und ich bin froh ihr helfen zu können. Ich habe ihr auch das Melken beigebracht; na ihr seht schon. Hört auf euch sorgen zu machen, so eine Tochter zu haben, das war doch für ihre Schulausbildung, und ihr könnt euch sogar was drauf einbilden, dass sie so ist, wie sie ist, verdammt noch mal!“, erwiderte der Großvater, sichtlich erfreut, eine Enkelin mit solchen Interessen zu haben.

Der Vater gab sich mit solchen Überlegungen zufrieden; nach dem Essen tranken sie Kaffee, und der Großvater machte an diesem Besuchstag eine Ausnahme, indem er seine übliche Siesta unterließ, um sie auf einem Spaziergang über sein Land zu begleiten, damit sie sehen konnten, was es seit ihrem letzten Besuch Neues gab, und was er ihnen zum Mitnehmen anbieten konnte: eine Handvoll Radieschen, eine weitere Handvoll Bohnen, Möhren, Mangold, Thymian, Oregano und eine Handvoll neuer frisch geernteter Kartoffeln, weil sie im Bus nicht viel mehr transportieren konnten. Am späten Nachmittag war es an der Zeit zusammenzupacken und sich auf den Weg zu machen, um den Bus zu erwischen, der um viertel nach sechs vorbeikam, und alle im Haus begleiteten sie und trugen ihre Bündel die Straße hinauf, schon im Nebel, der aus der Schlucht von Las Madres aufstieg und mit einer Andeutung von Nieselregen in der Luft, was ein gutes Zeichen dafür war, dass es in dieser Nacht regnen könnte, worauf sich alle freuten, denn ein bisschen Wasser vom Himmel war immer willkommen für die Feldfrüchte, von denen sie recht gut lebten. Und Margarita schwieg zufrieden den ganzen Weg bis nach Moya, denn sie wollte ihren Vater, der durch das Verhalten seiner Tochter schon ziemlich eingeschnappt war, nicht mit weiteren Fragen aus dem Häuschen bringen. Sie war sehr klug für ihr Alter, was einerseits gut war, aber auch seine Nachteile hatte, denn er wollte nicht, dass ihr das als besserwisserisch, neunmalklug, und vielleicht auch als rebellisch gegen das, was man ihr auftrug, ausgelegt würde, denn sie war noch zu jung, um sich in solche Schlamassel bringen zu lassen. Es galt also, ein Auge auf sie zu haben, damit aus ihr eine aufrechte und keine unverschämte Person würde, denn es kostete ihn seine gute Kohle, sie bei den Schwestern studieren zu lassen.

Ein paar Mal im Jahr organisierten die Schwestern Ausflüge, indem sie einen ALCASA-Bus mieteten, damit die Mädchen die Insel kennenlernen konnten, und dabei hatten sie in ihrem üblichen Repertoire so angenehme Orte wie Fontanales, einen schönen Stadtteil von Moya, der ganz in der Nähe lag, die Lagune und den Osorio-Gipfel in Valleseco und den üblichen Besuch bei der Madonna von Pino in ihrer Basilika in Teror. Bei solchen Gelegenheiten erhielt jede von ihnen eine Papiertüte mit einem Guavapastensandwich und Weichkäse, einem hartgekochten Ei, einer Handvoll Erdnüsse und einem Stück Obst der Saison, es sei denn, sie hatten schon etwas von zu Hause mitgebracht, das ihnen ihre Mutter in ein kleines Beutelchen gesteckt hatte. In diesem Jahr sollten sie nach Los Tilos de Moya fahren, einem kleinen Wald, der nicht weit weg beim Dorf Moya lag und von großer Schönheit und einheimischem Pflanzenwuchs gekennzeichnet war, den die Mädchen kennenlernen mussten, um Blätter von den Pflanzen zu pflücken

und eine Blattsammlung für das Fach Naturwissenschaften zusammenzustellen. Also mieteten sie zwei Busse, denn wenn man alle Klassen und die sechs begleitenden Schwestern zusammenzählt, kamen insgesamt vierundsechzig Personen zusammen. Es war unbedingt notwendig, sie an die frische Luft zu bringen und sie mit ihren Spielen in der freien Natur der Insel Spaß haben zu lassen, denn sie hatten es verdient, diese Landausflüge zu Orten zu machen, die sie nicht kannten, und es zu genießen, Vögel, Blumen, Schnecken, Würmer und andere Arten in ihrer lebendigen Umgebung zu sehen, nicht nur in ihren Büchern. Man riet ihnen, ihre Skizzenbücher mitzunehmen, falls es einer von ihnen zufällig einfallen sollte, ein Detail der Landschaft zeichnen zu wollen. Die kleinen Mädchen hatten eine wunderbare Zeit, sie rannten in diesen Hügeln herum, die nach den verschiedenen einheimischen Arten dufteten, die sie bis dahin noch nicht gesehen hatten, sie sahen Nester in den Ästen der Bäume, Waldtauben und Turteltauben, die durch ihre Anwesenheit erschreckt wurden, Vögel in verschiedenen Farben und wilde Blumen, die sie in Sträußen pflückten. Sie nahmen auch Blätter von den verschiedenen Bäumen mit, die sie den Schwestern brachten, damit sie sie identifizieren konnten, und die meisten von ihnen wurden mit Namen versehen, um sie in ihre Blattsammlungen einzureihen. Margarita sah einen äußerst schönen gelben Schmetterling auf einer Blume sitzen und weigerte sich, ihn anzufassen, weil man ihr im Unterricht erklärt hatte, dass, wenn man einen Schmetterling zwischen den Fingern hielt, eine Art farbiges Pulver auf ihnen zurückbleibe, das er braucht, um am Leben zu bleiben, und dass sie ihm wehtun würde, selbst wenn sie ihn losließe. Sie begnügte sich also damit, ihn zu bewundern, genau wie ihre Freundinnen Brígida und Noelia, ein Trio von unzertrennlichen Klassenkameradinnen, mit denen sie in der Pause Tauziehen spielte. Als die Mittagszeit kam, versammelten die Schwestern sie auf einer kleinen Ebene, sprachen das Gebet „Segne das Essen, das wir von deiner göttlichen Vorsehung erhalten haben“, und sie Futterten mit großem Appetit, der durch das Gerenne an diesem wunderschönen Ort geweckt worden war, und dann gingen sie, um ihr Essen im Laub im Schatten der Bäume liegend zu verdauen. In dieser für die Sinneserfassung so förderlichen Umgebung schienen die Mädchen geradezu im Rausch zu sein, denn die Düfte des Waldes, die Farben der Blätter und Blumen, die Fauna des Ortes und die warme Luft waren eine Verkettung von Reizen, die ihre Sinne mit einem neuen Glück erfüllten, wobei sie die Gemeinschaft mit der Natur als ein Geschenk und eine Erinnerung empfanden, die sie nicht vergessen würden; aus diesem Grund hatte Schwester Soledad einen Fotoapparat mitgebracht und machte Einzel- und Gruppenfotos von ihnen, die sie kostenlos erhalten würden, um sie in ihr Familienalbum aufzunehmen. Am Nachmittag war es



Zeit, zurückzufahren, denn die Busfahrer hatten die Anweisung, sie um fünf Uhr nachmittags abzuholen, und sie verabschiedeten sich von dem Ort, einige von ihnen trugen Sträuße aus Heidekraut, weißem Eukalyptus, Lorbeer, Salbei oder Wildblumen; andere trugen gefangenes Getier wie Marienkäfer, Schnecken, Heuschrecken, Grillen, Gottesanbeterinnen oder Käfer, in kleinen Gläsern, die sie zu diesem Zweck mitgebracht hatten. Sie kamen erschöpft, aber glücklich zurück, und bis auf die Internatschülerinnen gingen alle nach Hause und erzählten ihren Familien, was für eine gute Zeit sie gehabt hatten.

Ein weiterer Ausflug, der ihnen sehr gut gefiel, war der, den sie zwei Monate später zur Villa de Teror machten, immer in Bussen, die sie für den Transport gemietet hatten. Sie hielten vor der Basilika der *Virgen del Pino*, und als die Fahrer auf die Hupe drückten, um ihre Ankunft zu signalisieren, sahen sie Monsignore Socorro Lantigua, den Pfarrer der Gemeinde, mit seiner schwarzen Soutane und zwei Ministranten, einer von ihnen mit einem Kreuz und einem Weihrauchgefäß und der andere mit einer Schale Weihwasser und einem Wassersprenger um sie zu segnen, aus der Tür kommen. Sowohl die Schwestern als auch die Schüler näherten sich jenem bereits älteren Mann, der ernst, aber gutmütig aussah, denn als sie seine Hand küssten und um seinen Segen baten, legte er seine andere Hand auf ihre kleinen Köpfe und sagte zu ihnen in liebevollem Tonfall:

„Willkommen, meine Mädchen, im Haus unserer Mutter, die ihr ganz aus der Nähe sehen werdet, damit ihr sehen könnt, wie schön sie ist, mit ihrem heiligen Sohn in den Armen! Tretet vor und seid alle gesegnet in ihrem Namen, die auch eure Mutter ist, und im Namen ihres Sohnes, der Gott ist.“

Die Mütter entrichteten ihm einen Obolus in bar für die Ausgaben der Pfarrgemeinde, und einige köstliche Süßigkeiten, denn sie waren Expertinnen in Feingebackenem und wo immer sie hinkamen, nahmen sie solche Gaben mit, weil sie wussten, dass sie gut ankommen würden, denn die Inselbewohner haben eine Vorliebe für Süßes und niemandem schmeckt etwas Süßes bitter, wie man zu sagen pflegt. Sie rückten durch das Mittelschiff vor, knieten nieder und sangen mit wohlklingenden Stimmen im Chor das *Salve Regina*, wie die Mütter es ihnen aufgetragen hatten. Dann traten sie in einer geordneten Reihe durch eine Seitentür des Hauptaltars in den hinteren Teil, stiegen eine kleine Treppe hinauf, die zu der kleinen Kapelle führte, in der das Bildnis inthronisiert war, und küssten ihren purpurnen Mantel, wie es der Brauch war. Sie waren erstaunt, so viele Juwelen auf ihrem Mantel zu sehen, die sicherlich von großem Wert waren, und der Monsignore erklärte ihnen, dass es sich um Opfergaben oder Votivbilder

der Gläubigen handelte, die auf diese Weise ein Versprechen für eine Gunst bezahlten, die durch ihre Fürsprache vor ihrem Heiligen Sohn gewährt wurde, denn sie würde nichts ablehnen, wenn die Person, die darum bat, ein guter Christ oder eine gute Christin war, da das Erbitten von Gefälligkeiten meistens von Frauen ausging. Es gab solche, die versprochen, von ihrem Wohnort aus zu Fuß zu ihr zu gehen, um sie zu sehen und die Basilika auf den Knien zu betreten, wenn auch mit Knieschonern aus dickem Stoff, um sich auf dem Pflaster nicht zu verletzen und um sich weder Blasen noch blutende Wunden zu holen. Das Letzte, was der Monsignore wollte, war, die Verehrer der Madonna leiden zu sehen, und er wurde wütend, wenn er Pilger sah, die sich mit Blut an den Knien näherten. Die Mädchen deuteten auf den Mantel, weil er so reich war, denn der Umhang der Jungfrau wirkte eher wie eine Schmuckvitrine. Der Monsignore war überrascht, den Kaplan Don Serafín Sarmiento, der normalerweise bei diesen jährlichen Besuchen dabei war, nicht im Gefolge zu sehen, und fragte nach ihm. Schwester Elena antwortete, dass er im Krankenhaus liege, wo er wegen einer Venenentzündung operiert wurde, und dass ein anderer Dominikanerpriester ihn bei den täglichen Messen und bei der Beichte der Mädchen vertrete; daraufhin ging der Monsignore in die Sakristei und nahm einen Rosenkranz mit der Medaille der Jungfrau Maria, damit sie ihn Don Serafín in seinem Namen überreichen solle, und fügte hinzu, dass er für seine baldige Genesung beten würde. Sie verließen alle die Basilika für einen Spaziergang durch die Stadt, besuchten das Herrenhaus der Familie Manrique de Lara, die Sommerresidenz des Bischofs, und die Nonnen kümmerten sich darum, ihnen Brötchen von jenem leckeren Landbrot belegt mit Chorizo zu kaufen, die eine typische Wurst aus Teror war, eine Brothälfte für eine jede von ihnen. Sie verschlangen es lustvoll, denn die Landluft hatte ihren Appetit angeregt, und ergänzten ihre Mahlzeit mit einigen Flaschen Clipper-Erdbeerlimonade. Gegen Mittag verabschiedete sich der Monsignore von ihnen, als sie in die Busse stiegen, und überreichte jedem von ihnen ein farbiges Gebetskärtchen mit dem Bild der Jungfrau Maria, auf dessen Rückseite ein Gebet zur gleichen Marienverehrung stand. Er bat sie, täglich zu ihr zu beten, das Kärtchen auf den Nachttisch zu legen und fügte hinzu, dass er den Familien seinen Segen schicke, dass die Madonna von Pino über sie wachen würde und dass sie wiederkommen könnten, wann immer sie es wünschten.

Und da die Schwestern planten, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wie man so sagt, bevor sie nach Arucas zurückkehrten, wiesen sie die Fahrer an, auf der gleichen Straße, die sie dorthin gebracht hatte, an der Lagune von Osorio, einem Vulkankrater am Fuße des gleichnamigen Berges, Halt zu machen. Es handelte sich um einen magischen

Ort, den sie auf ihrem Weg besuchen mussten, mit einem wunderschönen Kastanienhain und einer Lagune, die der Regen jedes Jahr regelmäßig füllte, und in der Enten aus Afrika nisteten, die ein wunderschönes Gefieder hatten. Die Mädchen traten näher heran um sie zu sehen, denn einige von ihnen hatten frisch geschlüpfte Entenküken, und warfen ihnen Krümel von ihren Sandwiches zu. Im Kastanienhain sahen die Früchte noch wie grüne Igel aus, bevor sie sich öffneten. Sobald sie reif waren, verwandelten sie sich in köstliche Kastanien, die die Leute pflückten und in gelöcherten Tongefäßen rösteten, um sie in der „Noche de Finados“, wie der Vorabend von Allerseelen genannt wurde, zu essen, begleitet vom Anisschnaps „El Mono“, wie es die Tradition war. Es war ein absolut unberührter Ort, bevölkert von einheimischer Flora: Lorbeer, Vinatigobäume, Flohkrautminze, wilde Rosensträucher, Farne, Drüsenginster, sprossende Ginstersträucher, Buchen und von außen herbeigeschaffte Eukalyptusbäume, die die Straßen säumten und sich auf Dauer als schädlich erwiesen, weil ihre Wurzeln die geteerte Straßendecke anhoben und gefährliche Schlaglöcher erzeugten. Die Mädchen waren von dieser Neuheit der Umstände begeistert, und sie bewahrten diese Erinnerung in den Fotos, die ihre Schwester, die sie ablichtete von ihnen machte. Dann stiegen sie in die Busse, um nach Arucas zurückzukehren. Sie sangen fröhlich die Lieder, die gerade in Mode waren, begleitet von zwei Gitarren, die die älteren Mädchen mitgebracht hatten und schon recht gut spielen konnten. “Tengo una vaca lechera, / no es una vaca cualquiera, / me da leche merengada, / ¡ Ay que vaca tan salada! / ¡Tolón, tolón! / ¡Tolón, tolón!” (Ich hab’ eine Milchkuh, / die ist nicht irgendeine Kuh, / sie gibt mir Milch mit Zucker und Zimt / oh was für eine verrückte Kuh, / Tolón, tolón!) war eines dieser Lieder. Fix und fertig kamen sie in der Schule an und ruhten sich für den Rest des Nachmittags aus, wobei sie die visuellen und pädagogischen Aufregungen dieser ganzen Tour kommentierten.

Margarita kehrte mit dem Bus um halb sieben nach Hause zurück und ging mit dem Blumenstrauß, den sie gepflückt hatte, und ihrer Handtasche auf der Schulter die kleine Straße hinunter, glücklich, weil sie eine wunderbare Zeit gehabt hatten, und sie erzählte ihren Eltern davon, als sie nach Hause kam, denn sie hatte eine zusätzliche Fähigkeit zu den bereits erwähnten, die darin bestand alles, was sie gesehen und erlebt hatte, in allen Einzelheiten wiederzugeben. Sie gab den Blumenstrauß ihrer Mutter, die ihn in eine kleine Vase auf der Anrichte stellte, warf einen Blick auf das Heiligenbildchen der Jungfrau und rief:

„Meine Madonna von Pino, sei uns gnädig und nimm uns mit in den Himmel!”

„Amen!“, antworteten sie alle und beneideten das kleine Mädchen, denn niemand in dieser Familie hatte jemals die Gelegenheit gehabt, das zu genießen, was sie nun von ihren Lippen gehört hatten, eine solche Freizeitgestaltung! Aber ihre Eltern waren stolz darauf, zu sehen, wie aufmerksam sie war und wie sie alles in sich aufsaugte, was sie erlebte. Es hatte sich gelohnt, sie zu den Schwestern zu schicken, die den Unterricht mit Ausflügen zu den schönsten Orten der Insel ergänzten. Darüber hinaus sollte erwähnt werden, wie verblüfft sie waren, als das Mädchen die Juwelen benennen konnte, die die Jungfrau trug: Gold, Silber, Diamanten, Smaragde, Rubine, Opale und Turmaline. Und überhaupt: was für ein Wunder an Erinnerungsvermögen!

Margarita setzte den Weg fort, den sie eingeschlagen hatte, aber sie hatte ihren anderen Großvater noch nicht nach den Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Kuba gefragt, also nutzte sie einen Besuch, den sie mit ihren Eltern und Geschwistern in seinem Haus in Visvique machte, wo er mit ihrer Großmutter in einem Bauernhaus lebte, was auch sein Beruf war. Wie üblich brachten sie ihm Geschenke mit: Kaffee, einen schwarzen Hut für Sonntags und das übliche Päckchen Tabakfeinschnitt, weil auch er Raucher war; in Ermangelung von Zigarettenpapier benutzte er allerdings oft getrocknete Maisblätter, die, weil sie gerillt waren, zu einer Zigarette gerollt und mit Speichel zusammengeklebt wurden. Großvater Quiterio war schon recht alt, und aufgrund seiner Gebrechen benutzte er einen Stock, um die Ländereien, die er bewirtschaftete, mit seinen Söhnen Manuel und Hermelindo zu begehen, die in der Nähe wohnten und ihm halfen, wo immer sie konnten, denn der Mann war nicht mehr in der Lage, die drei Kühe, fünf Ziegen und den Esel zu versorgen, der das Brennholz trug und auf dem er sich zum Einkaufen in den Dorfladen begab. Sie fand ihren Großvater am Teich als er gerade den Wasserhahn aufdrehte, denn an diesem Tag war es an der Zeit, die Kartoffeln zu bewässern, von denen sie bereits zwölf Säcke gepflanzt hatten und die schon recht ansehnlich waren und eine gute Ernte versprachen, denn sie lebten hauptsächlich von deren Verkauf und von dem Käse, den Großmutter Agustina herstellte. Sie näherte sich ihm mit dem Tabakpäckchen in der Hand, gab ihm einen Kuss, bat um seinen Segen und fragte ihn vor allem nach seiner Gesundheit. Nachdem sie jedoch diese obligatorische Einleitung hinter sich gebracht hatte, fuhr sie fort, ihm von der Sache zu erzählen, die sie vorrangig beschäftigte. Und der Großvater sagte zu ihr:

„Nun, sieh mal Maíta, ich war mit unseren Landsleuten recht gut befreundet, besonders mit einem Messinggießer namens Nicolás Arencibia. Der hatte einen Bruder, der mit vier Söhnen und drei Töchtern nach Louisiana ging, und er erzählte mir in den Briefen, die er durch einen Schreiber schickte, weil er weder lesen noch schreiben konnte, dass er

in der Gemeinde San Bernardo lebte und eine gutgehende Farm mit Ochsen hatte, mit denen er das Land pflügte, und sie bauten Mais, Wassermelonen, Kohl und Zwiebeln an, die seine Söhne jede Woche in einem Wagen zum Markt nach New Orleans, der Hauptstadt dieser Kolonie, brachten, obwohl sie in jenem großen Wald am Mississippi auch als Trapper unterwegs waren, wo sie in kleinen Booten außerdem noch Krabben, Krebse und Fische fangen konnten. Da sie aber auch Soldaten der Infanterie waren, standen sie für die Verteidigung dieses Gebietes gegen die englischen Feinde zur Verfügung. Aber abgesehen davon war das Leben dort nicht sehr einfach, denn sie verstanden das von den Dorfbewohnern gesprochene Französisch nicht, und sie wurden sogar als Fremde verpönt, man nannte sie "unwissende Zigeuner", also begnügten sie sich damit, in ihrer Gemeinschaft von braven Inselbewohnern zu leben, und halfen sich gegenseitig beim Bau ihrer Holzhäuser, folgten unseren Bräuchen, den Speisen, den Festen, der christlichen Religion, ihren Liedern und Tänzen, und sie waren glücklich, all das zu haben. Obwohl die größte Gefahr immer die Überflutungen des Flusses darstellten, die sie ruinierte und die Stürme und die tödlichen Moskitos, die ihnen manchmal das Leben zur Hölle machten. Angesichts dessen kehrten einige von ihnen nach Kuba zurück, weil sie es einfach nicht mehr aushalten konnten. Ich hatte mit einem gewissen Aurelio González zu tun, der mir Einzelheiten über diese Freuden und Nöte erzählte, und wenn' s dir reicht, ist das auch schon alles, was ich über all diese Dinge weiß, nach denen du mich fragst."

Worauf die kleine Enkelin antwortete:

„Mit all dem, was Sie mir schon erzählt haben, weiß ich schon ziemlich viel, Opa. Vielen Dank für alles! Jetzt geh' ich mal nach Hause, weil meine Eltern mit mir schimpfen, wenn ich zu viele Fragen stelle..."

„Nun, das sollten sie nicht tun, denn die Neugier ist die Mutter des Wissens, wie das Sprichwort sagt“, antwortete der Großvater, ließ die Arbeit ruhen, mit der er gerade beschäftigt war, und schickte sich an, den Tabakverschnitt zum ersten Mal auszuprobieren, indem er ihn in seinen Beutel aus Lammleder stopfte, um ihn weich zu machen.

Dann gingen sie ins Haus, um sich zu den anderen zu gesellen, denn die Essenszeit nahte. Er küsste die Besucher, erzählte ihnen von den Sorgen seiner Tochter, es wurde einen deftigen Eintopf serviert, den die Frauen zubereitet hatten, und man verbrachte die Mahlzeit und den Kaffee nach dem Essen damit, sich mit Familienangelegenheiten, Testamenten, Papierkram, der im Notariat erledigt werden musste, und darüber zu reden, wie es mit der Ernte aussah. Als es an der Zeit war, zusammen zu packen, wurde alles eingepackt, was ihnen geschenkt worden war: Käse, Nüsse,

Blutwürste und getrocknete Feigen. Nach den üblichen Küssen und Umarmungen verabschiedeten sie sich auf der Straße neben dem Bus voneinander und rieten einander, gut auf sich aufzupassen. Margarita war begeistert, denn sie hatte bereits einiges an Material, um etwas aufzuschreiben, das all diese Informationen enthielt, und sie beschloss, sich an diesem Wochenende damit zu beschäftigen.

Margarita arbeitete dann die Richtung aus, die sie ihrem Bericht geben würde. Es konnte nicht anders sein, als ihn mit ihrer Entdeckung der Truhe auf dem Dachboden zu beginnen, in der sich die Familienerinnerungen befanden, mit ihren Schlussfolgerungen über die Beziehungen, die zwischen den Briefen mit US-amerikanischen Briefmarken bestehen könnten, und all das hinzuzufügen, an das sie sich erinnerte, den Informationen ihrer Großeltern entnommen zu haben, was den lebhaftesten und direktesten Teil ihrer Schilderung darstellte. Zuerst musste sie einen groben Entwurf in einem alten, inzwischen ausgedienten Notizbuch anfertigen, dann am Stil feilen und in ihrem Wörterbuch die Wörter nachschlagen, an deren Schreibweise sie Zweifel hatte. Das Letzte, was sie wollte, war, dass die Schwester Lehrerin, bei der sie ihre Arbeit abgeben wollte, ihre Fehler korrigierte, denn sie schätzte sie sehr und bekam fast immer eine Eins für das, was sie ablieferte. Natürlich würde diese das nicht von ihr erwarten, denn sie hatte sich die Aufgabe auf ihre gewohnt gewagte Art ausgedacht. Aber sie war immer darauf aus, diese Geschichte so zu erzählen, wie sie sich diese in den Kopf gesetzt hatte und freute sich darauf, sie zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, denn selbst in ihren Träumen hatte sie Bilder von dem gesehen, was ihre Großeltern ihr erzählt hatten, und diese unbewusste Visualisierung fügte sich dem hinzu, was bereits geschrieben stand.

Sie kaufte in der Buchhandlung im Dorf ein neues Notizheft und begann zu überlegen, wie sie das Ganze nennen sollte, bis sie auf die richtige Idee kam: Da die Geschichte auf der anderen Seite des Ozeans und in einer anderen Zeit spielt, kam sie zu dem Schluss, dass sie einen Ausdruck verwenden könnte, den sie immer hörte, wenn über die Vergangenheit gesprochen wurde, und schrieb *Dort ganz weit weg* auf den Umschlag des Notizheftes, was bedeutete, dass sich die Geschichte auf eine vergangene Zeit und auf einen weit entfernten Ort bezog, an dem Kanariener lebten. Das Mädchen benötigte zwei Wochen, um die Geschichte von Anfang bis Ende in guter Handschrift mit ihrem Füllfederhalter niederzuschreiben, und dann war es an der Zeit, alles der Lehrerin zu übergeben, die sie fragte:

„Und wie bist du denn darauf gekommen, mein Kind?“

Worauf sie, in einer Geste der Ratlosigkeit, die etwas ausgelöst hatte, was sie nicht erwartet hatte, zaghaft antwortete:

„Sie werden es sehen, wenn Sie es durchlesen, denn es ist genau das, was ich über die Auswanderer nach Amerika erfahren habe, besonders über die, die zu meiner Familie gehören.“

„Nun, es ist sehr gut, dass dies deine eigene Initiative war. Vielleicht wirst du ja Schriftstellerin, wie die Santa Teresa de Jesús. Ich will sehen, ob ich dir eines ihrer Bücher besorgen kann...“, antwortete die Schwester lächelnd.

„Ganz herzlichen Dank, Schwester! Sie werden mich schon wissen lassen, was Sie denken.“

„Keine Sorge, ich werde es noch heute Nachmittag lesen und dir dann Bescheid geben.“

Auch Margarita lächelte und ging, um sich an das Schreibpult zu setzen, das sie mit Loli García teilte, einer Internatsschülerin, die von ihren Eltern in Montaña Cardones ausgesetzt worden war und unter der Vormundschaft der Schwestern stand, damit die Beneficiencia oder die Casa del Niño in der Hauptstadt aus ihr kein vulgäres kleines Mädchen ohne christliche Erziehung und guten Manieren machten. Sie würde sich dem Leben mutig stellen können, das Trauma überwinden, welches in dem Gefühl des Verlassenseins begründet war, und vor allem die Zuneigung zu ihrer Mutter, von der sie eine kleine Kette mit einem Kreuz um den Hals trug, das einzige materielle Andenken, das ihr geblieben war. Margarita verspürte eine große Anhänglichkeit ihr gegenüber, schenkte ihr Lutscher und half ihr bei den Hausaufgaben, so gut sie konnte. Sie fragte sie nie nach ihrer Vergangenheit, damit sie nicht traurig wurde, und hatte sie in ihrer Freizeit als Spielkameradin. Es bekümmerte sie, wenn solche Fälle auftraten, und sie fragte sich, was wohl aus ihr werden würde, wenn sie ihr Studium beendet hatte. Aber für ihre Zukunft sorgten ja die Schwestern, die ihr beibrachten zu nähen, zu sticken, zu kochen, ihr Bett zu machen und die ihr die Liebe gaben, die sie benötigte. Normalerweise schlugen sie irgendeiner guten Familie ohne Kinder vor, sie gesetzlich zu adoptieren, und zwar nicht, um sie als Dienstmädchen oder eine Art Aschenputtel im Haus zu haben, sondern um sie wie eine echte Tochter zu behandeln, denn so ein Geschöpf, das so viel gelitten hatte, verdiente eine würdige Behandlung, um eine Frau zu werden, die in eine Familie integriert war, die sie als menschliches Wesen aufnahm, das einfach das Bedürfnis hatte, ein mehr oder weniger normales Leben zu führen.

Und Margarita wartete auf das Urteil ihrer Lehrerin, wobei sie nervös an ihren Nägeln kaute, was ihre Mutter ihr vorwarf und drohte, diese mit verflucht scharfen Peperoni zu beschmieren, denn das sei eine hässliche Angewohnheit,

die sie aufgeben müsse, ebenso wie in der Nase zu popeln oder zu fluchen. Und da sie bemerkten, wie gut sie ihnen geraten war, erwarteten sie viel von ihr, eine Zukunft mit Studium, gutem Benehmen, guten Freundschaften, dass sie im Haus helfen und mit niemandem Ärger bekommen würde, um sie bei Laune zu halten. So wie sie es bis dahin mit ihr getan hatten, nachdem sie überzeugt waren, dass ihre Neugier, ihr angeborener Wagemut und eben jene Aufzeichnungen sie schon auf einen guten Weg geleiten würden.

Am nächsten Tag, als die Schwester, die Sprach- und Literaturunterricht erteilte, ins Klassenzimmer kam, gab die Lehrerin ihr ein Zeichen, näherzutreten und sagte:

„Margarita, in der Pause werden wir über deinen Aufsatz sprechen, denn ich habe gute Nachrichten für dich.“

„Vielen Dank, Schwester, ich warte bis zur Pause“, antwortete das Mädchen, ein wenig schockiert über eine so positive Reaktion, und ging zu ihrem Schreibpult, um der Unterrichtsstunde zu folgen, in der sie an diesem Tag die verschiedenen Arten von Versen lernen sollte, was ein Terzett, ein Vierzeiler, ein Sonett, eine Romanze, ein Couplet, was Assonanten- und Konsonantenreime waren und so weiter.

Sie erstarrte wie aus einem Guss, als die Schwester, offenbar ihr zu Ehren, Rubén Daríos Sonatina rezitierte: „Margarita, está linda la mar / y el viento lleva esencia sutil de azahar. / Yo siento en mi pecho una alondra cantar tu acento...“ Obwohl die Schwester sie nicht direkt ansah, bemerkt sie voll und ganz, dass bei der Nennung ihres Namens genau sie gemeint war und dass dieses Gedicht etwas mit ihr zu tun hatte. Sie errötete leicht und brach fast in Tränen aus, aber sie beherrschte sich und versprach sich selbst, dass sie dieses schöne Stück Poesie in irgendeinem Buch finden und es auswendig lernen würde. Die Lehrerin erklärte, wie sich diese Verse reimten und dass sie von einem nicaraguanischen modernistischen Dichter stammten, ein Prachtstück von Poesie, das auf Spanisch geschrieben worden war. Dass sie seine Bücher in der Schulbibliothek finden würden, und dass sie Gedichte lesen sollten, weil diese sehr notwendig seien, um die Seele zu erfrischen, und das eine Rezitation immer ein Vergnügen für diejenigen sei, die dabei zuhörten. Und auch eigene Gedichte zu schreiben, was auch immer ihnen einfiel.

Als es Zeit für die Pause war, in der sie mit Loli und Carmensa spielte, sieht sie, wie die Lehrerin auf sie zukommt und sie herbeiruft, um mit ihr allein zu sprechen.

„Margarita, ich fand deine Geschichte eine Köstlichkeit. Es ist etwas, das du erlebt hast und hat einen guten Stil. Wenn du nichts dagegen hast, werden wir sie in der Schulzeitung veröffentlichen, damit dein Abenteuer bekannt wird...”

Das Mädchen reagierte, indem sie die Hände vors Gesicht schlug, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie Überraschung zeigte, und antwortete:

„Das ist gut, Schwester! Bei all der Mühe, die mich das gekostet hat, sehe ich nun, dass es sich doch gelohnt hat! Veröffentlichen Sie es, wenn Sie möchten; ich glaube nicht, dass meine Familie böse auf mich sein wird, dass ich über unsere Dinge geredet habe...”

Worauf die Schwester mit einem breiten Lächeln antwortete:

„Ich glaube nicht: im Gegenteil: sie werden stolz auf dich sein, denn sie würden das nicht erwarten, wo du doch noch so klein bist...”

Sie ging wieder in die Pause und erzählte es ihren Freundinnen, die von den literarischen Machenschaften ihrer Klassenkameradin gar nichts wussten, denn sie hatte es als ein Geheimnis für sich behalten, von dem nicht einmal ihre Eltern wussten, und früher oder später würde sie es ihnen sagen müssen, denn es war ein wichtiger Schritt, den sie getan hatte, noch ohne zu wissen, was er für die Zukunft in ihrem Leben bedeuten würde. Aber vorerst war sie sehr froh, dass sie die Beschreibung richtig hinbekommen hatte und dass sie der Schwester Lehrerin so gefallen hatte, um sie zu veröffentlichen. Loli sagte zu ihr:

„Wie verschwiegen du das für dich behalten hast, du Banditin! Du hättest wenigstens uns Freundinnen etwas sagen müssen.”

„Ach weißt du, ich hab einfach nicht dran gedacht; ich war mir eben nicht sicher, ob es klappen würde. Aber ihr seid doch die Ersten, die es erfahren, wirklich.”

Und sie spielten weiter Seilspringen, bis die Glocke ertönte, um zurück in den Unterricht zu gehen, Naturwissenschaft mit der strengen Mutter Lucia, die sie nicht sehr mochte, weil sie ziemlich schlechte Laune hatte und wütend wurde, wenn die sie dabei erwischte, wie sie sich gegenseitig kleine Zettel mit Nachrichten oder Zeichnungen zuspielten. Und wenn die Zeichnung oder das Schreiben sich auf ihre Art der Unterrichtsführung bezog, ließ sie alle zur Strafe für eine Stunde länger im Klassenzimmer sitzen. An jenem Tag war es an der Zeit, etwas über Phanerogame und

Kryptogame zu lernen, denn sie hatten bereits mit Botanik begonnen, was Margarita sehr gut gefiel, da sie vom Land kam und sich sehr gut mit Pflanzen auskannte und ihre eigenen Blumentöpfe mit wunderschönen Nelken und Zuckererbsen hatte. Denn sie war ein sehr sensibles Kind, das von den Farben, Düften und Formen der Blumen hingerissen war, und dieser Vorteil würde ihr sehr nützlich sein, denn durch die Beobachtung der Blumen konnte sie die Empfindungen, die die Pflanzenwelt in ihr weckte, detailliert beschreiben. Sie besaß auch ein natürliches Talent, die Geräusche der Tiere wahrzunehmen, vor allem das Trillern der Vögel: wie ein Chirringo oder Weidensperling singt, ein wilder Kanarienvogel, eine Mönchsgrasmücke, eine Amsel, eine Krähe, das Konzert der Grillen in Sommernächten oder das Schnauben eines Esels, wenn er brünstig war, denn ihr Vater hatte ihr das alles beigebracht, indem er ihre ständigen Fragen beantwortete, wenn sie all diese Stimmen hörte. Eine sinnliche Ausstattung, die ihr fortan dazu dienen sollte, die wahrnehmbaren Nuancen in der materiellen Welt, die zu beschreiben ihre Aufgabe war, angemessen wiederzugeben. Also hatte dieses Mädchen das enorme Glück, in so jungem Alter Empfindungen zu wecken, die man sich nicht ausdenken kann, ohne sie vorher erlebt zu haben, denn sie war tief in dem Land verwurzelt, in dem sie geboren war.

Ihre Zukunft war bereits entschieden: Sie würde Schriftstellerin werden, und um das zu erreichen, musste sie nicht nur lesen, was ihr die Schwestern auftrugen, sondern auch Bücher kaufen, wann immer sie konnte, oder sie vorübergehend aus öffentlichen Bibliotheken ausleihen. Sie las mit Begeisterung *Herz von Edmundo de Amicis*, *Tausendundeine Nacht*, *Der kleine Prinz*, *Little Women*, *Alice im Wunderland*, *Peter Pan*, *Pinocchio* und ähnliche, ihrem Alter entsprechende Titel. Als aus Moya gebürtig war es für sie unabdingbar, „*Las Rosas de Hércules*“ ihres Landsmannes Tomás Morales zu lesen, ein Werk, das sie so sehr liebte, dass sie sogar einige der Gedichte daraus auswendig lernte. Sie schlug im Wörterbuch die Wörter nach, die sie nicht kannte, von denen es sehr viele gab, und achtete besonders auf die Akzentzeichen, die ihre üblichen Fehler ausmachten. Weil sie so viel ihrer Freizeit mit Lesen verbrachte, zog sie sich allmählich aus dem Kreis ihrer Freundinnen zurück, die ihr das ins Gesicht sagten und sie als Streberin bezeichnete, weil keine von ihnen so viel las oder verstehen konnte, warum sie sich weigerte, sie auf Spaziergänge zu begleiten, zusammen ins Kino zu gehen oder sich mit den Jungs abzugeben, die sie bereits ansprachen, um etwas gemeinsam zu unternehmen. Sie war fest entschlossen zu lesen, denn dies war ihre dominante Leidenschaft geworden, ein fast unheilbares Laster. Das bedeutete nicht, dass sie mit ihr verfeindet waren, denn sie

verstanden durchaus, dass ihre Freundin nach dem Erfolg dieses Aufsatzes in ein Labyrinth von Büchern geraten war, das sie förmlich aufgesogen hatte.

Unsere Geschichte neigt sich nun dem Ende zu, und wir werden sie nun in zusammengefasster Form noch weitererzählen. Angesichts ihrer hervorragenden Noten in den Mittelabschlussprüfungen schrieb ihre Tutorin einen Brief, zur Weitergabe an ihre Eltern. Darin empfahl sie ihnen, sich zu bemühen, wenn es ihnen finanziell möglich sei, sie zum Studium der Geisteswissenschaften auf das Gymnasium zu schicken, das sich in der Canalejas-Straße in Las Palmas, ganz in der Nähe des Busbahnhofs befand, denn dieses Mädchen sei ein Schatz, der ihnen vom Himmel gefallen sei, und man müsse ihr eine Zukunft ermöglichen, die ihrem Potenzial entspreche. Margaritas Eltern lasen den Brief sorgfältig, debattierten darüber, weil es dabei um Ausgaben ging, die nicht vorgesehen waren, und beschlossen schließlich, eines Tages nach Arucas zu fahren, um mit den Schwestern darüber zu sprechen. Die Mutter Oberin empfing sie in ihrem Büro und erklärte ihnen, dass es schade wäre, dieses vielversprechende, unruhige und vorbereitete Köpfchen verderben zu lassen, und überzeugte sie schließlich, dass sie, wenn sie das Beste für sie wollten, dem ohne Zögern zustimmen sollten. Sie hatten sich schließlich davon überzeugt, und dankten ihr, Margarita so erzogen zu haben, dass die Kleine soweit hatte kommen können.

So begann Margarita also, jeden Tag mit dem Bus in die Hauptstadt zu fahren, besuchte mit Interesse und Gewinn den Unterricht, schloss neue Freundschaften, aß in einem Gasthaus auf dem Camino Nuevo zu Mittag, weil auch nachmittags Unterricht war, und kehrte mit dem Sechs-Uhr-Bus nach Hause zurück, wobei sie eine neue lederne Schultasche trug, die man ihr für die vielen Bücher und Hefte, die sie Jahr für Jahr anschaffen musste, gekauft hatte. Als es soweit war, machte sie das Abitur mit der Note A = ausgezeichnet, bestand die Aufnahmeprüfung um sich an der Universität von La Laguna einzuschreiben, was ihre erste Bootsfahrt auf einem Dampfschiff namens „*León y Castillo*“ beinhaltete, und sie bestand wieder mit der Note ausgezeichnet, weil ihre Latein- und Griechischübersetzungen weitgehend korrekt waren. Als sie nach Hause kam, gab es eine Fiesta, und ihr Vater überraschte sie mit einem Geschenk, das sie sich schon immer gewünscht hatte: ein Orbea-Fahrrad, wenn auch ein gebrauchtes. Zu dieser Zeit ging sie bereits mit Jungen in ihrem Alter aus, vor allem mit einem schlanken Blondem namens Hilario Mendoza, der ihr schon seit Jahren den Hof machte, der gut aussah, und mit dem sie sich küsste, ohne weiter zu gehen, weil ihre moralischen Grundsätze dies so festlegten. Schmusen und Knutschen, Tänze im Freizeitzentrum der Sociedad Recreativa,

Kinobesuche, Fahrradtouren, Picknicks und das Versprechen, einander zu schreiben, als sie mit ihren hervorragenden akademischen Leistungen ein Stipendium des Bildungsministeriums gewann, um ihr Lieblingsfach Geografie und Geschichte an der Universität von Madrid zu studieren. Also ging es mit einem Schiff der Transmediterránea nach Cádiz und mit einem Renfe-Zug nach Madrid. In ihrem Koffer trug sie die Hispano-Olivetti-Schreibmaschine, die sie sich kaufen musste, um ihre Arbeiten darauf zu schreiben, weil die Dozenten an der Fakultät für Philosophie und Literatur keine handgeschriebenen Seiten akzeptieren wollten. Das Stipendium beinhaltete Reisekosten, Bücher, einen Platz in einem Frauenwohnheim in der Universitätsstadt und Geld für warme Kleidung und etwas Unterhaltung: Theater, Kino, Ausflüge in nahegelegene Städte und einige Geschenke, die sie ihren Eltern und Geschwistern mitbringen konnte, wenn sie in den Ferien auf die Inseln zurückkehrte, was immer die zwanzig Tage von Weihnachten, Neujahr und Dreikönig und die zwei Monate des Sommers beinhaltete. Sie kannte das kalte kastilische Wetter, den Schnee, den Winterfrost, aber sie war sehr glücklich mit dem, was sie dort lernte und erlebte, mit einem sehr kompetenten Lehrerkollegium, guten Freunden, Besuchen des Prado-Museums, des Spanischen Theaters, um die Klassiker des Theaters des goldenen Zeitalters kennen zu lernen, und vor allem wegen der engen Freundschaften, die sie schloss, insbesondere die enge Beziehung, die sie mit Pepe Luis Ascanio aus La Orotava, einem gebürtigen Teneriffaner, einging, denn sie mochten sich vom ersten Moment an und es lief so gut, dass sie schließlich heirateten, nachdem sie ihr Studium mit Auszeichnung abgeschlossen hatten. Unnötig zu erwähnen, dass ihre Familie sehr stolz auf sie war und sich damit brüstete, dass diese aufmüpfige Schnüfflerin es so weit gebracht hatte, da niemand sonst in ihrer Familie eine Universitätsausbildung hatte.

Sie würde sich überlegen müssen, was der nächste Schritt sein würde: die Aufnahmeprüfungen für das Lehramt oder die Vorbereitung einer Doktorarbeit. Der Professor für amerikanische Geschichte, Dr. Ballesteros Gaibrois, sah, dass die Studentin sich in einem Referat über die kanarische Auswanderung in die Karibik hervorgetan hatte, und riet ihr, das Ministerium um ein Stipendium zu bitten, um in die Vereinigten Staaten zu gehen und dort einen Lehrauftrag zu erhalten, was er selbst für sie arrangieren würde, da er dort einflussreiche Freunde habe, die ihr dabei helfen würden. Und Margarita hatte großes Glück, denn ihr Antrag wurde bewilligt: Sie würde ein Jahr an der Universität von New Orleans (Louisiana) als Lektorin für spanische Geschichte verbringen, immer in Begleitung ihres Mannes, der es schaffte, dort privaten Spanischunterricht für US-amerikanische Studenten zu geben und an seiner eigenen Doktorarbeit über

das Werk von Franz Boas zu arbeiten. Beide kamen recht gut mit dem Englischen zurecht, aber es dauerte eine Weile, bis sie sich in die nordamerikanische Variante, die nasal und voller neuer Verben ist, einarbeiteten. Margarita fühlte sich in ihrer Arbeit wohl, aber an freien Tagen, Feiertagen und Wochenenden fuhren beide nach St. Bernard, um die Nachfahren jener Inselbewohner zu treffen, die im 18. Jahrhundert als Auswanderer und Infanteriesoldaten von den Inseln dorthin gezogen waren, um das Gebiet zu besiedeln und es gegen die Engländer zu verteidigen. Sie sprach mit ihren Nachkommen, die einen sehr rustikalen und weit verbreiteten kanarischen Dialekt bewahrt hatten, modifiziert mit französischen Wörtern, die sie kanarisiert hatten und die sie manchmal an das erinnerten, was auf ihrer Insel auf dem Land noch gesprochen wurde, die Sprache der „champurrios“ oder „maúros“, wie sie von denen in der Hauptstadt verächtlich genannt wurden. Das Ehepaar wurde von den ursprünglichen Insulanern sehr gut aufgenommen. Sie freuten sich, weil sie selbst kaum wussten, woher sie kamen, und erfuhren von ihnen von der Existenz der Kanarischen Inseln. Gute Menschen, einfach und gutherzig, die sich in der Landwirtschaft, beim Fischfang im Mississippi und als Trapper betätigten, die sich weiterhin im Stil ihrer Herkunftinseln ernährten, wenn auch mit dem Zusatz von sehr kuriosen und schmackhaften kreolischen Speisen. Margarita wusste von der Existenz von Aufzeichnungen, die vor Jahren in dieser archaischen Sprache gemacht worden waren, von Zehnzeilern, den so genannten Décimas, von Romanzen und Liedern, die von ihnen selbst über ihre besonderen Erlebnisse und Gegebenheiten erfunden worden waren. Sie trug auch immer ihr Tonbandgerät bei sich, um alles aufzuzeichnen, was ihr erzählt wurde, die Katastrophen, die sie erlitten hatten, Orkane und furchtbare Überschwemmungen des Flusses, die die Deiche brachen, ihre Felder überfluteten und ihre Häuser zerstörten. Und von denen, die nach Kuba gegangen waren, wie ihre Großeltern ihr erzählten, als sie noch eine Göre war. Das Paar war glücklich miteinander und staunte über das Fortbestehen der Inselkultur gleichsam wie in einem isolierten Bollwerk, mit Gruppenzusammenhalt und sich immer als Insulaner bezeichnend. Sie begann, ihre Dissertation zu schreiben, die sowohl auf dem beruhte, was sie dort erlebt hatte, als auch auf der Bibliographie, die sie zum Thema vorgefunden hatte, und so rief sie Dr. Ballesteros Gaibrois an, der sie anleiten sollte, und schickte ihm auch per Post einen Entwurf ihrer Planung, wofür sie von dem großen Professor und Forscher, der eine Autorität auf diesem Gebiet darstellte, Glückwünsche erhielt.

Nach acht langen Monaten der Arbeit beendete Margarita ihre Doktorarbeit, die sie *Die Insulaner von San Bernardo. Eine retrospektive Annäherung* nannte. Sie fertigte eine Kopie an und schickte sie als Einschreibesendung,

in Erwartung von Korrekturen, Hinweisen auf Fehler, ergänzende Notizen etc. nach Madrid. Zwei Wochen später erhielt sie die Arbeit mit den Änderungen, die ihr Doktorvater für angebracht hielt, zurück, begleitet von einem lobenden Brief, in dem ihr große Anerkennung für die Intensität und Schärfe ihrer Argumentation ausgesprochen wurde.

Als ihr Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu Ende war, bestiegen sie das Flugzeug nach Madrid und nahmen außer ihrem Gepäck zwei Koffer voller Bücher, Zeitschriften und Schallplatten sowie viele Fotos und Souvenirs von San Bernardo und außerdem Tonaufnahmen und Kunsthandwerk der Comanchen-Indianer mit, das sie - authentisch und zu einem guten Preis - bei einem Antiquitätenhändler gekauft hatte, der ihr aufgrund seiner Vertrauenswürdigkeit empfohlen worden war. Ein Treffen mit Dr. Ballesteros in seiner Residenz in der Sierra war sehr angenehm und eine Belohnung für ihr Bemühen, etwas Sinnvolles und Nützliches für die Gemeinschaft der Insulaner in Florida zu tun. Er lud sie zum Mittagessen ein und sie sprachen ausführlich über jenes Abenteuer. Margarita erzählte ihm, wie alles mit einem Aufsatz begonnen hatte, den sie im Alter von dreizehn Jahren für die Nonnenschule in Arucas geschrieben hatte, und als sie ihm erzählte, dass sie ihn *Dort ganz weit weg* betitelt hatte, lächelte der Professor und sagte zu ihr:

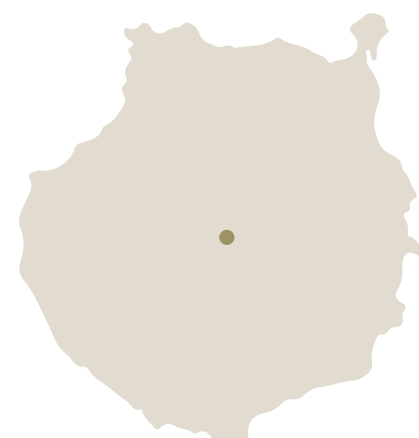
„Ich sehe schon, dass diese ganze Sache von sehr weit herkommt, nämlich aus Ihrem eigenen Leben. So hat sich das Ganze ganz prächtig entwickelt. Ich werde dafür sorgen, dass das veröffentlicht wird, denn diese Migrations-Episode ist etwas wirklich Unveröffentlichtes, und wird zu Hause in Ihrer Kanarischen Heimat von großem Interesse sein.“

Margarita bedankte sich für das Lob und nach dem Kaffee machten sie sich auf den Rückweg nach Madrid.

Die Dissertation, die sie einige Monate später vorlegte, erhielt das Prädikat *Magna cum laude* und beantwortete die Fragen der Prüfungskommission und ihrer Kommilitonen. Unsere Protagonistin aus Moya war überglücklich. Umso mehr, als die Arbeit im folgenden Jahr bei einem renommierten Verlag in Barcelona erschien und einige Zeit später die englische Übersetzung, die von der University of New Orleans herausgegeben wurde - in beiden Fällen mit hervorragenden Kritiken. Später wurde sie Professorin an mehreren spanischen Universitäten, Dozentin an einer Vielzahl von europäischen und US-amerikanischen Universitäten, schrieb Artikel über die kanarische Auswanderung in andere karibische Länder und bekam eine Tochter und zwei Söhne. Und es überrascht nicht, dass sie einen von ihnen Bernardo taufte, um nicht zu vergessen, dass sie dort glückliche Tage verbracht und sich ihren Landsleuten so nahe gefühlt hatte.

Bergwelt

Von San Mateo bis zum Roque Nublo





Ein zauberhaftes Wolkenmeer

Antolín Dávila

Antolín Dávila

Der Schriftsteller Antolín Dávila, 1952 in Vega de San Mateo geboren, war beruflich auch in anderen Bereichen tätig. Er hat einen Abschluss in Sozialwissenschaft und arbeitete bis zum Rentenalter als Kämmerer in der örtlichen Verwaltung. Er hat seinen eigenen Weg zur Literatur gefunden.

Seinen ersten Roman *Una orla para todos* veröffentlichte er 1988. Von da an publizierte er kontinuierlich, aber ohne Eile, zwölf Titel, unter denen folgende hervorzuheben sind: *La calle de la discordia*, *El cernícalo*, *Alguien cabalga sobre su seno*, ein Band mit Erzählungen *La feria de los lindos sueños* und der bekannte Roman *Una rosa en la penumbra*, sein vorläufig letztes Werk. Parallel dazu erschienen, zum Teil wöchentlich, Erzählungen und Romane in der lokalen Presse.

„Ein zauberhaftes Wolkenmeer“ ist eine liebevolle, warmherzige, wenn auch manchmal etwas melancholische Erzählung, die von dem Ausflug eines einsamen alten Mannes mit seinem Hund zu den Gipfeln der Insel handelt, die Miguel de Unamuno begeistert als „steingewordene Sturmlandschaft“ beschrieb.

Für Margarita. Auch für Eduardo Dávila, meinen Sohn und Maxwell Dávila, meinen Enkel

Aus dem Spanischen von Ursula Varchnim





Für Margarita.

Auch für Eduardo Dávila, mein Sohn, Lucía, und für Maxwell und Felix, meine Enkelkinder

Im Dunkeln auf dem Bett sitzend vergewisserte er sich, dass seine Zehen ihm gehorchten wie nach einem Elektroschock. Der Mann mit Namen Ambrosio wachte auf. Er machte die Augen ein paarmal auf und zu, erst halbwach am frühen Morgen. Manchmal lächelte er. Er fuhr sich mit der Hand übers Kinn und sagte zu sich selbst, er müsse sich noch nicht rasieren, nein, heute nicht. Er hustete ein paarmal, und erinnerte sich an sein Versprechen, mit dem Rauchen aufzuhören. Er lächelte, dachte an seine Kindheit und Jugend, an alle zurückgelegten Wege. Er rief sich der Schönheit der Landschaft, in der er geboren war, aufwuchs und jetzt bereits alt wurde, ins Gedächtnis. Vielleicht würde das ein besonders schöner Tag werden. Er wollte auf sein Leben zurückblicken, auf den tiefen Eindruck, die seine Wanderungen bei ihm hinterlassen hatten, sei es aufgrund der imposanten Landschaften oder ganz einfach, weil sie für ihn oder seine Familie und Freunde von Bedeutung waren. Es wurde Morgen, ein schwaches Licht drang durch die Ritzen seiner alten Tür. Ideal, um mit seinem Hund Capullo II einen Ausflug zu unternehmen. Er suchte nach seiner Unterhose, zog sie an, lächelte gedankenverloren und sagte laut, es wäre gut, sich noch einmal an seine Kindheit und Jugend mit Capullo I, dem Gefährten seiner ersten Freuden zu erinnern, an den einen oder anderen Spaziergang, auf dem er gelegentlich Quitten und Wollmispeln klaute, und an manchen Schmerz.

Er öffnete das Fenster und ein flüchtiger Sonnenstrahl fiel auf sein zerwühltes Kopfkissen. Er frühstückte, teilte sein Käsesandwich mit seinem Genossen, legte seine Sachen zurecht, holte pfeifend das Auto aus der Garage und brachte seinen Hund, für den es einen besonderen Sicherheitsgurt gab, auf dem Rücksitz unter.

Immer noch pfeifend und von einer unbekannten Freude erfüllt dachte er daran, seinen Erinnerungen im Innern der Insel Gran Canaria nachzugehen und seinen Ausflug am Roque Nublo zu beenden, kurz gesagt, alle Bilder aufzufrischen, die ihn seit seiner Kindheit begleiten.

„Wau, wau!“, bellte Capullo II, als er eine Katze sah, die ihren Weg kreuzte.

„Ruhig, Capullo. Wir fahren zur Cueva del Sol, der Sonnenhöhle. Dort rasten wir ein Weilchen und denken nach. Einverstanden? Schau mal, dort, die Sonnenstrahlen am Hang verraten uns, dass es etwa halb zehn sein muss. Wir haben also genug Zeit für unsere Rundtour. Vielleicht triffst du heute noch eine Gespielin, sonst wirst du noch zum alten Junggesellen wie ich.“

Sie erreichten Vega de San Mateo und stiegen vor der Gofio-Mühle aus, wo gerösteter Mais gemahlen wird. Capullo II wedelte freudig mit dem Schwanz. Vielleicht, weil der Ort einen angenehmen Geruch verströmte. Ambrosio wollte die Gelegenheit nutzen und zwei bis drei Kilo frisches Gofiomehl zu kaufen, das er dann brüderlich teilen würde, was er auf der Stelle tat; als er aus der Mühle herauskam, wandte er sich zu einem Laden gleich daneben, wo er zwei Sandwichs mit Quittenmus kaufte, was dem Hund gefiel, der vor Freude über das leckere Essen seine Pfote abschleckte.

Ambrosio brachte das Gofio und die Sandwiche im Kofferraum unter. Dann schlug er Capullo II vor, einen Spaziergang in der Umgebung des Dorfes zu machen, ohne dabei den Sonnenstand am Fuße der Cueva del Sol aus den Augen zu verlieren, und zeigte ihm den Berg Montaña Cabreja, der auf der anderen Seite wacht.

Die Sonne schien, ein leichter angenehmer Wind wehte. Es wäre gut, eine Pause auf der Alameda de Santa Ana einzulegen. Caramba! Was für ein Zufall! Eine hübsche Hündin gesellte sich zu ihnen und wedelte einladend mit dem Schwanz.

Die Uhr am Kirchturm schlug zehn. Sie ließen sich auf einer steinernen Bank nieder. Ambrosio fiel ein, auch noch an der Quelle El Sao zu halten, wo beide Wasser trinken würden, denn von dort aus bis zum Fuße des majestätischen Roque Nublo war der Weg noch weit.

Die Hunde tollten verliebt auf dem Platz herum, neugierig von den Angestellten des Rathauses beobachtet. Zwei angesehene Dorfbewohner, Leopoldo und Nicanor, grüßten ihn mit einer eleganten Geste aus einer Seitenstraße, und Ambrosio erwiderte dankbar und erfreut ihren Gruß.

Der Moment des Abschieds war gekommen. Wie würde er nur den guten Capullo II dazu bewegen, seine Gespielin zu verlassen? Jemand kam vorbei, grüßte höflich. Nahezu gleichzeitig salutierten zwei Polizisten vorschriftsgemäß dem Mann, da es sich bei diesem um niemanden geringeren als den Bürgermeister handelte. Zum Glück für Ambrosio und zum Kummer seines Hundes verschwand die Hündin, aufgeschreckt durch den Knall eines Feuerwerkskörpers, zwischen den Beinen der beiden Polizisten, als diese in das Rathaus hineingingen.

Bald setzte das ungleiche Paar, bestehend aus Herrchen und Hund, seinen Weg zur Cueva del Sol fort. Kaum zehn Minuten später hielten sie an, um frisches Wasser aus der Quelle El Sao zu trinken. Mit diesem Ort verband Ambrosio zahllose Erinnerungen aus der Kindheit wie jene, als er einmal in einem Ginsterbusch oberhalb des verborgenen Quells zwei kleine Amseln fand, die noch nicht fressen und trinken konnten. Voller Freude hatte er sie nach Hause getragen, wobei er mit seinen Händen ein Nest formte, um sie zu schützen. Sie sperrten unaufhörlich den Schnabel auf und verlangten nach Futter. Er erinnerte sich daran, wie er gleich darauf einen Karton besorgte, eine Tasse Milch mit Gofio und ein kleines Stück Zuckerrohr, das ihm als Löffel diente. Er dachte noch länger daran, wie es ihn mit großem Stolz erfüllte, noch etwas sein Eigen nennen zu können außer seinem ersten Hund Capullo I.

Ambrosio und Capullo II tranken aus der Quelle, er füllte eine Flasche für den Weg, ließ den Blick über die Landschaft schweifen, die sich unterhalb der Landstraße erstreckte. Schließlich setzten sie ihren Weg in Richtung zur ersehnten Cueva del Sol fort.

Capullo II richtete jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf die vor ihnen liegende Straße. Die Worte seines Herrchens waren im Auto deutlich zu hören, während sie auf der nun nicht mehr befestigten Straße weiterfuhren. Von hier aus sahen sie die Gemeindegebiete von San Mateo und Valsequillo. Bald darauf machten sie sich zu Fuß auf den Weg.

Gegenüber befand sich La Cruz de la Higuera, ein gutes Stück weiter entfernt lag die Cueva del Sol, dort hinunter stieg nun dieses seltsam anmutende Touristenduo. Ambrosio glaubte zu hören, wie die Glocken des Kirchturms elf Uhr schlugen. Und er betrachtete das Einfallen des Sonnenlichtes auf dem Hang, das seine Vermutung bestätigte. Es lag ihm daran, rechtzeitig anzukommen, er dachte, es wäre gut, eine kleine Rast mit seinem treuen Hund zu machen

und ein bisschen zu plaudern, denn sein schnell fortschreitendes Altern bereitete ihm Sorge. Er wollte auf gar keinen Fall, seinen armen Hund schutzlos verwaisen lassen.

Schließlich kamen sie an. Ambrosio setzte sich auf einen Stein und Capullo II warf sich ins trockene Gras. Sie ließen es sich in der Sonne gut gehen. Der Mann war dankbar, dass er diesen Tag gewählt hatte, die Aussicht genießen und sich den Gedanken an die Vergangenheit hingeben konnte. Nach ein paar Minuten Ruhe verspürte er das dringende Bedürfnis sich mitzuteilen und begann auch sogleich ein Gespräch mit seinem treuen, unzertrennlichen Freund, den das Schicksal ihm geschenkt hatte.

„Weißt du was, Capullo? Ich bin zufrieden, ja, trotz der Einsamkeit, die ich gemeinsam mit dir leichter ertragen kann. Wie schön ist das Leben, wie herrlich Gran Canaria. Sieh den Gipfel, den wir gleich erreichen werden und unter uns das unendliche Meer. Stell dir vor, als ich jung war, bin ich hier allein herumgestreift, saß unter diesen schönen Bäumen, stopfte mir die Taschen mit Kastanien voll, die ich später essen wollte, um den Hunger zu vertreiben. Ich war glücklich, aber es fehlte mir die Liebe. Sie blieb mir immer verwehrt. Schade, dass du mit mir nur durch Gesten kommunizieren kannst, mein lieber Freund. Wenn du sprechen könntest, würde ich dich bitten, der ganzen Welt zu verkünden, wie sehr ich diese Welt liebe, in die ich hineingeboren wurde. Kannst du dir vorstellen, wie schön es wäre, jeden Freitag durch die Viertel unseres Städtchens zu ziehen und die Vorzüge unserer Heimatinsel zu preisen? Stell dir vor, die Nachbarn hörten deine Trommel und sähen dich vorbeiziehen, sie applaudierten dir von den Türschwellen und würfen dir Küsse zu? Wie wunderbar wäre das wohl Allein im Gedanken daran bekomme ich eine Gänsehaut. Ach, mein liebster Freund, ich möchte dir etwas sagen, ich möchte dir einen Rat erteilen Such dir eine Gefährtin, dann bist du nicht alleine, wenn ich nicht mehr da bin! Auf, weiter geht's, mein lieber Hund, wir machen uns wieder auf den Weg, auf der Suche nach einzigartigen Landschaften in Richtung Roque Nublo.“

Ambrosio, in trauriger Stimmung, schaute auf die weißen Felsen der Höhle über ihnen und auf die einfallenden Sonnenstrahlen unter ihnen und dachte, es müsse bald Mittag sein, sodass sie ihren Weg fortsetzen sollten. Sie marschierten weiter bis zum Lomo de la Vega, stiegen ins Auto und nahmen die Hauptstraße Richtung Vega de San Mateo, von wo sie den Weg zu den Gipfeln Gran Canarias einschlagen würden. An der Brücke von La Lechucilla mussten sie stehen bleiben, weil dort ein Eselsrennen stattfand, zum großen Vergnügen der zahlreichen Bewohner, die sich am Ziel versammelten, Feuerwerkskörper knallen ließen und Wetten abschlossen: Einige setzten auf die Eselin von San Antonio und andere auf den Esel von Mariano.



Schließlich hatten die Tiere das Ziel erreicht, und die Reisenden konnten ihren Weg fortsetzen. Ambrosio stimmte ein melancholisches Volkslied an, was Capullo II verwunderte, ja sogar erschreckte; schlimmer wäre es gewesen, wenn er ihm ein Wiegenlied vorgesungen hätte, weil dann hätte sein Herrchen ihn in seinem Alter wie einen Idioten behandelt. Sie ließen das Dorf Vega de San Mateo hinter sich, bogen am Fuß des Berges Montaña Cabreja in die Straße nach Tejeda, statt die Straße nach Teror zu nehmen. Die Straße stieg jetzt plötzlich steil an. Capullo II bellte wiederholt, weil er einen Bluthänfling in der Nähe flattern sah. Hinter ihnen lag der Ortsteil La Lechuza, wo der Duft nach frischem Brot ihnen Appetit machte. Ambrosio begnügte sich mit den Gedanken ans Essen, während Capullo dreimal bellte, vielleicht als Aufforderung oder einfach nur aus Gefräßigkeit.

Bald würden sie in Las Lagunetas ankommen und kurz darauf am Barranco de La Mina. Dort würden sie die Sandwichs mit dem Quittenmus verspeisen, obwohl es noch etwas zu früh war, aber die beiden hatten auf einmal, ohne zu wissen warum, schrecklichen Hunger. Vielleicht erfreuten sich beide, der Mensch und das kluge Tier, so sehr des vollendeten Augenblicks, dass sie ihr Glücksgefühl nicht länger im Zaum halten konnten.

Ambrosio parkte das Auto, an einer flachen Ausbuchtung in einer der zahlreichen Kurven der Straße. Von dort aus konnte man das kristallklare Wasser erkennen, das durch die Schlucht hinunterstürzte, man konnte den Wasserfall auch hören. Eine achtsame Bergstelze, die mit der Anmut einer feinen Dame oder einer zierlichen Tänzerin ihre Schwanzfedern unentwegt hin und her bewegte, versuchte ein herabtropfendes Rinnsal für ein erquickendes Bad zu nutzen. Ambrosio und Capullo II ließen sich auf einem Stein am Rand eines Pfades nieder.

Ein wachsamer Turmfalke kreiste abwartend über ihnen und ließ sie beim Vorbereiten ihres Picknicks nicht aus den Augen. Neben ihnen auf dem Stein lagen die Sandwichs mit Quittenmus, eine Flasche Wasser und ein Blechnapf, aus dem gewöhnlich Capullo II trank. Wie angenehm war doch die Stille, die nur durch das herabfließende Wasser in der Schlucht durchbrochen wurde!

„Verstehst du, was ich dir sage, mein Freund?“, wandte sich Ambrosio mit traurigem Gesicht den aufmerksam lauschenden Capullo II.

„Wenn ich sterbe, such dir eine junge Hundedame, damit du nicht allein bist, denn es ist traurig, allein durchs Leben zu gehen. Zum Glück habe ich dich, meinen Herzensfreund.“

Als hätte er die Worte seines Herrchens verstanden, wedelte er mit dem Schwanz, vielleicht wollte er ihm für seinen Ratschlag danken. Er ließ sich sein Sandwich mit Quittenmus schmecken, schleckte sich die Schnauze ab nach jedem Biss, vielleicht von der Sehnsucht nach der unvergänglichen Süße des Lebens getrieben.

„Ach, was bist du doch für ein Leckermaul!“, sagte Ambrosio.

„Wau“, erwiderte der Hund, vielleicht sogar als bestätigende Antwort.

Sie schliefen ein wenig unter dem schönen Kastanienbaum. Das Rauschen des Wassers begleitete sie wie ein Wiegenlied. Der Hund und sein Herrchen schlummerten selig, obwohl sich die frechen Amseln lärmend um eine imaginäre Geliebte stritten. Ein Hase kam aus seinem Bau heraus, sah sich um und versteckte sich sogleich wieder, während oben in einem Nussbaum zwei Kanarienvögel um die Wette sangen.

Es war Zeit aufzubrechen, damit sie nicht von der Dunkelheit überrascht würden. Obgleich der gute Capullo II ganz wach zu sein schien, strich Ambrosio ihm sanft über den Rücken, um ihn aufzumuntern.

Plötzlich erschien ihm ein Bild aus längst vergangenen Jahren: Es war die Erinnerung an die schöne Adelaida, eine junge Frau, die er an dem Ort kennengelernt hatte, auf den sie zugehen. Er küsste sie im Schatten des Kreuzes. Wie von Geisterhand geführt verschwand sie kurz darauf auf einem verborgenen Pfad, ohne eine Spur in dem schönen weißen Dorf dort unten zu hinterlassen.

Bald erreichten sie das Kreuz von Tejada und stiegen aus, um die Gegend ein bisschen zu erkunden. Eine Gruppe von jungen Touristen ritt auf Eseln vorbei, begleitet von einem unüberhörbaren Stimmenwirrwarr ihrer Landsleute. Andere versammelten sich vor einer Bude, wo Süßigkeiten verkauft wurden. Ein Ortsbewohner, mit einem Strohhut, bot an einem Stand geröstete Kastanien an, und dorthin eilte Ambrosio, um eine Tüte zu kaufen, weil er seit Jahren keine mehr gegessen hatte.

Ein an sich schon bemerkenswerter strahlend blauer Himmel gab den Blick auf das in der Senke liegende Dorf Tejada mit der Lieblichkeit seiner weißen Häuser frei und ließ es noch herrschaftlicher und einzigartiger erscheinen. Auf einmal kam ein ausländisches Mädchen herbei und fing an mit Capullo II zu spielen, während seine Eltern und auch Ambrosio vergnügt zu schauen, obgleich letzterer einen Moment lang fürchtete, sein treuer Gefährte würde fortan auf Englisch bellen.

Sie setzten den Weg in Richtung Pico de las Nieves fort, auch wenn Capullo II etwas traurig war, weil er das kleine Mädchen vermisste, das ihm gleich so große Zuneigung gezeigt hatte. Es wurde Nachmittag, und der Himmel war noch ganz hell. Die Aussicht war traumhaft. Dort tronte schon der Roque Nublo in seiner monumentalen Pracht; daneben wirkte der Roque Bentayga eher bescheiden und etwas demütig und schien sagen zu wollen, dass er auch noch hier sei und nicht vergessen werden wolle. Überwältigt genossen Ambrosio und Capullo II die Aussicht, die ihnen die Insel Teneriffa mit dem allgegenwärtigen Pico Teide bot, so nah und doch so fern im Bewusstsein der Inselbewohner verankert.

„Wenn du mein Nachkömmling wärest, hätte ich dich lesen und schreiben gelehrt, aber auf der Stufenleiter meines Lebens fehlten viele Stufen: eine Gefährtin finden und mit ihr Freud und Leid teilen, heiraten, Kinder haben und sie erziehen, damit sie mir Enkel bescheren. Eine große Aufgabe für einen so simplen Mann wie mich“, sagte der gute Ambrosio leise.

„Lauf weiter guter Freund, atmen wir tief durch und dann lass uns von dem ehrwürdigen Pico Teide Abschied nehmen!“

Das sonderbare Paar stieg wieder ins Auto, um die Rundfahrt fortzusetzen, jetzt saß Capullo II vorn auf dem Beifahrersitz. In gewisser Weise, mal in der Sonne, mal im Schatten, ergänzten sich die beiden in ihrer innigen und vollkommenen Freundschaft mehr, als je ein Außenstehender hätte erahnen können.

Schließlich gelangten sie zum nächsten Ausgangspunkt. Hoch über ihnen schien der Roque Nublo sie zu erwarten. Schön wäre es, am Fuß des Felsens zu sein — eine Vorstellung, die Ambrosio Capullo II als Vorschlag unterbreitete, der natürlich von seinem treuen Weggefährten mit zustimmendem Schwanzwedeln angenommen wurde. Die beiden stiegen den Pfad hinauf, nichts entging ihrer Aufmerksamkeit, jetzt entdeckten sie die Gestalt des Mönchs zur Linken, und im Hintergrund erblickten sie den Pico de las Nieves.

Das sonderbare Touristenduo erreichte sein Ziel. Sich von ihrer Erschöpfung erholend schauten sich der Mann und sein Seelenverwandter tief in die Augen und jeder der beiden drückte seine Zuneigung auf seine Art und Weise aus. In diesem Moment wurden sie der Rana, des froschförmigen Felsgefährten des Roque Nublo, gewahr, während ein grandioses Wolkenmeer die Stimmung verzauberte.

Eine Insel in Erzählungen in der Cloud

Scan und entdecke eine Insel in Erzählungen

<https://bibliotecainsular.grancanaria.com/una-isla-contada-antologia-para-recorrer-gran-canaria>



Von diesem Buch wird es eine zugängliche Ausgabe geben.

Eine Insel in Erzählungen (Hörbuch)

Erzähler/Erzählerin

Luifer Rodríguez

Mari Carmen Sánchez

Stimmen im Hintergrund

Studierende aus den Lehrgängen für Schauspieler,
Synchronisation und Sprechausbildung des Instituto
del Cine Canarias

Originalmusik

Jonay Armas

Lied

„Eine Insel in Erzählungen“ (Musik: Jonay Armas /
Text: Luifer Rodríguez)

Ton (Aufnahme und Postproduktion)

Moisés Sánchez

Aufnahmen

Instituto del Cine Canarias

Produktion

Biblioteca Insular de Gran Canaria / Cabildo de Gran
Canaria

Produktionsleitung

Lamalavidaproducciones

Regie

Luifer Rodríguez

Eine erzählte Insel

Seit dem Tag, als ich von dir kam,
war mein Verlangen nach dir so groß
wie mein Wunsch zurückzukehren,
wenn ich an die Gestade deiner Umarmung denke,
an die Arme, die mich in deinem Blau vertäuen,
an das Wesen deiner liebkosenden Sonne
oder an die goldene Spur deines Lichts,
wenn ich die Köstlichkeit deiner Gefilde ersehne,
meinen bezauberten Blick auf deine Blumengärten,
oder wenn der Tag in deinen Schluchten bricht
und der Nebel das Lied des Paradieses singt.
Und ich werde zurückkehren,
sinnend auf deinen Pfaden,
werde ich
stets an denselben Ort
reisen -
zu dir.
Und in meiner hohlen Hand wird dein Garten

sprießen,
und meine Augen werden deine Blöße suchen.
Ich werde zurückkehren
und erneut die Gehsteige deiner Dörfer
entlanggehen,
in ihre Geschichten vertieft,
werde ich von der außerordentlichen Reise erzählen,
zurückzukehren
zu dir.
Kontinent in der Zeit, Miniaturvulkan,
nächste Insel vor der Küste meiner Geschichten,
die erblüht unter den Wegen all der Menschen,
aphoristische Reden und Völker umarmend,
zwei Schritte von der Wüste entfernt,
wo das Meer geboren wird.
Ich werde zurückkehren,
reisen
auf meine erzählte Insel
werde ich.

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller



Luifer Rodríguez

Las Palmas de Gran Canaria, geb. 1967

Seit 1990 ist Luifer Rodríguez auf den Kanaren und in Madrid als Schauspieler, Regisseur, Produzent, Sänger und Drehbuchautor tätig.

Zu seinen bekanntesten Spielfilmen zählen *Rendir los machos* von David Pantaleón, *Charter* von Amanda Kernell, *Como un Relámpago* von Miguel Hermoso, *The Summer Side (Del Lado del Verano)* von Antonia Sanjuán, *11211 – El barrio de las avenidas que se bifurcan* von Zacarías de la Rosa sowie *La isla interior* von Félix Sabroso und Dunia Ayaso.

Außerdem ist er sowohl im nationalen als auch im internationalen Fernsehen in einer Vielzahl von Serien zu sehen: *El Hierro – Mord auf den Kanarischen Inseln*, Staffel 1 und 2 für Movistar+ (arte), *Grasa*, Staffel 1 und 2 für Playz, *Cuéntame qué te pasó* für TVE, *Kill Skills 2* für Canal+ (Frankreich), *Mad Dogs 2* für SkyTV, *Aída* für Telecinco und *Malviviendo* für Diffrent Entertainment.

Darüber hinaus hat er in zahlreichen Theaterstücken mitgewirkt, u.a. in *Siempre Alice* von Lisa Génova, *Electra* von Benito Pérez Galdós, *Hamelin* von Juan Mayorga, *Don Juan Tenorio* von Zorilla, *Ay, Carmela!* von Sanchís Sinisterra und unter der Regie von Tamzin Towsend, Ferrán Madico, Natalia Menéndez, Antonia Sanjuán und Nacho Cabrera gespielt.

Luifer Rodríguez zählt zu den renommiertesten Schauspielern und Regisseuren der Kanarischen Inseln.

Eine Insel in Tanzschritten

Tänzerin: Natalia Medina Santana
Realisierung: Álvaro Carrero Puig
Regieassistenten: Ángeles Padilla Peña

Das Picknick auf Los Nidillos
Carlos Álvarez

Musik: C418, *Soft*

Ich war das vergnügteste Mädchen der Welt
Paula I. Nogales Romero

Musik: Karin Borg, *Norrskén*

Narbe

Ángeles Jurado Quintana

Musik: Mike Block, *Carol of the bells*

Dort ganz weit weg

Ángel Sánchez

Musik: Beethoven, *Moonlight*

Guayedra

Santiago Gil

Musik: 2814, *Here's a song for you*





Natalia Medina Santana

San Bartolomé de Tirajana, Gran Canaria, 1966

Ist eine Tänzerin und Kulturmanagerin. Sie studierte Sport an der Universität Las Palmas de Gran Canaria und einen Master in darstellende Kunst an der Rey Juan Carlos Universität in Madrid.

Ihre Tätigkeit konzentrierte sich stets auf das Kulturmanagement und auf den Tanz. Ihre Arbeiten als Tänzerin und Choreografin hat sie in Spanien, Europa, Asien und Lateinamerika aufgeführt. Aktuell leitet sie das Produktionsunternehmen *Qué Tal Estás Producciones*, das Projekte zur Bildung, Schaffung und Vorstellung des Tanzes realisiert. Sie ist Projektleiterin von ACROSS HIP HOP Las Palmas de Gran Canaria, ein sozialer und kultureller Tanz- und Bildungsprojekt für die Jugend der Stadt im Rahmen der Distrito Cultural Initiative. Außerdem ist sie Direktorin von MASDANZA, dem Internationalen Festival für zeitgenössischen Tanz der Kanarischen Inseln, das 2021 seine 26. Ausgabe veranstaltete.

Fotos und Illustrationen



Nacho González Oramas

Las Palmas de Gran Canaria, 1965

Ist Fotograf, Landschaftsmaler und Comic-Journalist. Er studierte in Madrid am Centro de Estudios de la Imagen, CEV, und begann bald darauf bei den auflagenstärksten Zeitungen Gran Canarias (*La Provincia*, *Canarias 7*, *La Gaceta de Canarias*) mit seiner Tätigkeit. Er arbeitete als Fotograf für das Kanarische Museum, das Kulturzentrum der Insel, das Philharmonie-Orchester von Gran Canaria, das Theater Cuyás, das Fremdenverkehrsministerium der Kanarischen Regierung, die Internationale Tourismusmesse FITUR (Madrid), die Internationale Tourismus-Börse, ITB, (Berlin) und den World Travel Market (London), das Internationale Jazzfestival der Kanaren, das Festival Atlántica und das Internationale Folkfestival Nanino Díaz Cutillas. Er arbeitet derzeit als Fotograf für das Centro Atlántico de Arte Moderno [CAAM.Atlantische Zentrum für moderne Kunst], das Auditorium Alfredo Kraus, das Theater Pérez Galdós und das Internationale Opern-Festival von Las Palmas de Gran Canaria.

Seine Fotografien haben zahllose Reiseführer, Zeitschriften, Plakate, Broschüren, Kataloge, Bücher, Schallplatten, Websites und CDs illustriert, wurden in den Tages- und Wochenzeitungen *El Mundo*, *El País*, *ABC*, *Cinco Días*, *Spiegel* und *New York Times* veröffentlicht, waren Gegenstand von einem Dutzend Ausstellungen und gewannen außerdem mehr als ein Dutzend Auszeichnungen.



Augusto Vives

Las Palmas de Gran Canaria, 1963

Ist bildender Künstler und Illustrator. Er hat einen Abschluss der Hochschule für Bildende Künste und war Stipendiat der École des Beaux Arts et des Arts Appliqués [Hochschule für Bildende und Angewandte Künste] in Toulouse und arbeitet für die Zeitung *La Gaceta*.

In den letzten Jahren hatte er Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen in den renommiertesten Stiftungen, Galerien und Kulturzentren, darunter, um nur einige zu nennen die Fundación La Caja de Canarias, die Fundación Mafre Guanarteme, Galería Magda Lázaro, die Galerie Manuel Ojeda, CICCAs, das Kulturzentrum Guía de Isora, die Casa Mané (Fuerteventura) und das Kulturzentrum San Martín.

Seine Werke wurden erworben für die Sammlungen des CAAM, der Regierung der Kanarischen Inseln, der Stadtverwaltung von Las Palmas de Gran Canaria und des Cabildo de Gran Canaria.

Ferner wurden seine Werke auch in Las Palmas, Teneriffa, Porto, Granada, Teruel, Toulouse, Argentinien, Mexiko und Kuba ausgestellt und sind bei folgenden Wettbewerben und Biennalen ausgezeichnet worden: VII Bial Regional de Arte Villa de Teror, IV Certamen Ciudad de Las Palmas, I Certamen Universidad de Las Palmas, VII Certamen de Pintura Antonio Padrón.



Zweck dieses Erzählbandes ist es, dem Leser ein treuer Wegbegleiter auf den zahllosen Pfaden des beeindruckenden Insellabyrinths zu sein. Der Reisende soll sich davon in die landschaftlich schönsten Gegenden der Insel und zu den historischen Meilensteinen Gran Canarias mitnehmen lassen, aber auch die fast vergessenen und in keinem Reiseführer beschriebenen Winkel aufspüren sowie den Erlebnissen jüngster Vergangenheit lauschen.

Alexis Ravelo

